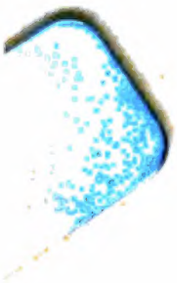
Die zürcherische Dialektdichtu...

Jakob Christoph Heer

Digitized by Google

KPD 1076



Digitized by Google

Digitized by Google

Die

zürcherische Dialektdichtung.

Ein Literaturbild

von

J. C. Heer.

Zürich.
Verlag von J. C. Heer, Konradstraße 54.
1889.

Digitized by Google

KPD 1076

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
SEP 28 1943

Hale fund

Druck von Fritschi-Zinggeler, Außersihl.

Digitized by Google

Vorwort.

Obgleich es sonst Sitte ist, daß sich der Schriftsteller blos mittelbar durch einen Verleger an die Leser wendet, so mag es dennoch der Charakter der vorliegenden Schrift entschuldigen, daß sie, in erster Linie für die heimatlichen Kreise bestimmt, dem weitläufigen Apparat des Buchhandels, der sie unnötig verteuert hätte, entzogen bleibt und im Selbstverlag erscheint. Vielleicht, daß meine frühern Veröffentlichungen: „Der Bachtel" und die „Serien an der Adria", ihr da und dort den Weg geebnet haben.

Ich habe mich redlich bemüht, das weitzerstreute Material zu sammeln und zu sichten, und danke hier allen denen, welche mir dabei hülfreiche Hand geliehen haben, herzlich; doch erhebt die Arbeit nur den Anspruch relativer Vollständigkeit und taxirt sich nur als einen Versuch.

In den aufgenommenen Proben habe ich mich, da eine Rechtschreiberegel für die Mundart nicht besteht und wohl auch nicht gegeben werden kann, an die Orthographie der benutzten Quellen gehalten, daher die verschiedene Schreibung des gleichen Wortes in verschiedenen Citaten; für den Text habe ich die Orthographie, wie sie für die zürcherischen Schulen vorgeschrieben ist, acceptirt.

Es mag gegenwärtig, wo der Strom schriftdeutscher Tagesliteratur so breit in unsere Gaue flutet, eine ge-

Digitized by Google

wisse Berechtigung haben, an die mundartliche Literatur als eine Quelle nationalen Lebens zu erinnern und den Umfang und den Wert derselben festzustellen, und wenn ich weniger im Sinn eines Kritikers, der an seinem Stoff möglichst viele Mängel sucht, als mit dem warmen Herzen eines Mannes, der die zürcherische Mundart liebt, an meine Arbeit herangetreten bin, so werden es die meisten Leser billigen.

J. C. Heer.

Digitized by Google

Mundart und Poesie.

Die alemannische Volkssprache ist ein Kind der grauen Vorzeit; die Kronen des germanischen Urwalds und die Waffen eines rauhen, heidnischen Kämpfergeschlechts haben über ihre Jugend dahingerauscht. Was Wunder, wenn dieses Kind selber herb und derb geworden ist, wie die heimatliche Scholle, herb und derb wie das Volk der Alemannen. Es lebt in ihm eine Wucht, die uns anmutet, wie ein durch die Jahrhunderte herabhallendes Echo des Nibelungenstreits, eine knorrige Urwüchsigkeit, welche es für die Kunst des abstrakten Denkens ungelenk macht, eine natürliche Keuschheit, welche instinktiv dem Unwahren, Gemachten im Menschenwesen außer Wege geht; aber mit all' seiner Rauheit verbindet es die Treuherzigkeit eines Naturkindes, das für jede Erscheinung des unverbildeten Lebens, für alle Dinge in Feld und Wald ein scharfbeobachtendes Auge, ein lauschendes Ohr und einen charakteristischen Namen hat, die Gegenstände dieser seiner Welt mit gemütsinniger Liebe mit einander verknüpft und ein Wort des Mutterwitzes, ein herbinniges Lächeln für alle hat.

Was unser Volk bei seiner Arbeit, in Lust und Leid, im Haus und unter dem freien Himmelszelt denkt und fühlt, das drückt es in seiner Mundart aus; in ihr kost die Mutter mit dem Kind und erfaßt das Kind die Erscheinungswelt, so daß die Mundart uns Schweizern die Muttersprache im engern Sinn des Wortes ist.

Digitized by Google

Allein so wahr und treu, so kräftig und malerisch, so witzig und gemütsreich unsere Schweizer Mundart ist, so hat sie doch wegen der Härte und Dumpfheit ihrer Laute, wegen der Kunstlosigkeit und Einfachheit ihres Satzbaues lange Zeit außerhalb ihres Volkstums wenig Freunde besessen und als ein originales Wesen, wie sie ist, den Kampf um ihre Existenz härter gekämpft als andere biegsame, schmiegsame Volkssprachen, welche durch einschmeichelnden Wohllaut und milde Formen bestrickten.

Es scheint, daß sich das Alemannische immer nur durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat, bis es in beständigem Fluß diejenigen Formen erlangte, in welchen es uns jetzt als Volkssprache dient. Schon die Schweizerchronisten vor dem sechszehnten Jahrhundert, wo sich das Kanzleideutsch des Kaisers Maximilian und seiner Schreiber zur deutschen Schriftsprache auszubilden begann und durch die Luther'sche Bibelübersetzung zur allgemeinen Geltung kam, bedienten sich in ihren Aufzeichnungen einer zwar mit den Ausdrücken der lebendigen Volksmundart versetzten, aber doch von dieser abweichenden Bücherſprache. So war die Mundart von jeher ein von den Gebildeten zum Bauer auf das Feld, zum Köhler im Wald, zu den Söldnern im Lager und zu den Handwerkern in den Werkstätten verstoßenes, armes Kind, ja selbst als die Schriftsprache bereits jene kritische Zeit hinter sich hatte, da die Epheuwurzeln der mit dem dreißigjährigen Krieg eindringenden Gallicismen ihr festes Gefüge zu sprengen drohten, blieb sie immer noch ein Aschenbrödel, dem die Gelehrten Rippenstöße versetzten, so oft sich dazu die Gelegenheit bot.

In seltsamer Verkennung der geschichtlichen Sprachentwicklung hielten noch die Gebildeten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Mundart für ein verdorbenes Schriftdeutsch und spotteten insbesondere der Schweizer, als

Digitized by Google

eines im Bauernwerk und im Umgang mit dem Vieh sprachlich tief gesunkenen Volks, sogar noch Joh. von Müller, der „schweizerische Herodot“, nennt unser Heimatidiom ein „abscheuliches Patois“, das man so bald als möglich aus der Schule hinauswerfen müsse.

Erst als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich unter dem Einflusse der Aufklärungsliteratur ein frischer Zug nach Natur und Natürlichkeit der Gelehrten bemächtigte, als sie überrascht den Liedern des Bauers horchten, der hinter dem Pfluge sang, des Jägers, der seine Liebeslust und sein Liebesleid in die Wälder jubelte und klagte, des Handwerksburschen, der die Freude des Wanderns pries, und die felddustigen, waldwürzigen Liederblüten des Volkes mit ihren eigenen Papierblumen verglichen, als Herder und Göthe auf das Volkslied als eine Leuchte der Poesie hinwiesen, brach auch für die Mundart, die langverachtete, eine Zeit der Wertschätzung an.

Nachdem schon der arme schlesische Schulmeister Simon Dach (1605—1659) sein herzinniges Liebeslied: „Ännchen von Tharau“

„Anke von Tharaw ös, de mi geföllt,
Se ös min Leewen, min Goet on min Gölt.
Anke von Tharaw hefft weider er Hart
Bi mi geröchtet än Löw on än Schmart.
Anke von Tharaw, min Rickdom, min Goet,
Du minc Seele, min Fleesch on min Bloet“

in niederdeutscher Mundart gedichtet, der Klempnermeister Grübel in Nürnberg (1736—1809) sein gemütliches

„A Meister hat en G'selle g'habt,
Der hat gar langsam g'feilt;
Doch wenn's zum Essen gangen ist,
Da hat er grusam g'eilt„

im Dialekte seiner Vaterstadt verfaßt, auch Voß (1751—1826)

ſich mit zwei plattdeutſchen Idyllen, „De Winterawend“ und „De Geldkapers“, in der Mundart verſucht hatte, wand die Kritik unſerer Klaſſiker unvergängliche Lorbeeren um das Haupt Joh. Peter Hebels (1760–1826), durch deſſen alemanniſche Lieder die mundartliche Poeſie in die deutſche Literatur eingeführt worden iſt.

Dieſer gemütvolle Sohn des badiſchen Wieſentals hat mit dem heimwehmütigen Blick eines in die Stadt verpflanzten Landbewohners dem herben Alemannenkind tief hinein in die Augen und ins Herz geſehen und darin all' die Treuherzigkeit, die Geradheit, die Tüchtigkeit, die Gemütsinnigkeit und den Humor entdeckt, welche die Vorzüge ſeines eigenen alemanniſchen Weſens waren und iſt kraft ſeiner poetiſchen Begabung der berufene Dollmetſch des Naturwahren, Seelenvollen, Rechtſchaffenen geworden, das ſo tief im Charakter unſerer Mundart liegt.

Hebel veröffentlichte ſeine „Alemanniſchen Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitte“ im Jahr 1803. Wie reine, goldene Klänge läuteten ſie über das Land und fanden überall ein Echo warmer Teilnahme. Göthe preist Hebels Fähigkeit zu perſonifiziren, ſeine naive anmutige Kunſt, die Naturgegenſtände zu Landleuten zu verwandeln, ſeine Laune und Geſchicklichkeit und Jean Paul, in deſſen Gemüt Saiten bebten, die denjenigen Hebels verwandt waren, ſagt ſchön und ſinnig: „Unſer alemanniſche Dichter hat für alles Leben und Sein die offenen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Menſch“.

Seither iſt die Kritik nie müde geworden, neue Reiſer zu den alten Lorbeeren zu ſtecken; Hebels Gedichte ſteigen immer noch im Anſehen, denn ſie ſind Poeſie durch und durch, ihr Grundton iſt die ächt menſchliche Liebe zu den Menſchen und zur Natur.

Hebel hat die Mundart, die lang verachtete, geadelt.

Nachdem sie sich Jahrhunderte nur im Mund der Ungebildeten fortgeerbt, ist sie durch ihn buchfähig und ein lieber Gast auch im gebildeten Haus geworden.

Mit dem Anteil, welchen die Gebildeten an ihrer Poesie im Anfang dieses Jahrhunderts zu nehmen begannen, erwachte namentlich unter dem Einfluß Jakob Grimms, des Begründers und Meisters der Germanistik, auch das wissenschaftliche Interesse für das Alemannische, in welchem einige Enthusiasten sogar die „süße, freudeatmende Sprache der Minnesänger", das Mittelhochdeutsch, das zur Zeit der Hohenstaufen eine so herrliche Blüte der deutschen Literatur heraufgeführt, wieder erkennen wollten, und die ersten Geister der Zeit ließen es sich angelegen sein, die Beziehungen der Mundart zur Schriftsprache und zum Volkscharakter aufzuhellen.

Alte Vorurteile richtig stellend, constatierten sie, daß die Dialekte nicht durch eine Verderbnis der Schriftsprache, sondern daß diese durch eine Mengung, durch eine Zusammenwürfelung der Mundarten entstanden ist, daß sie mit ihrer entschiedenen Neigung, „sich immer mehr zu vergeistigen, lautlich und begrifflich zu verflüchtigen, fort und fort das Bedürfnis hat, gespeist und getränkt zu werden von den lebendigen Volksdialekten", und diese „die unentbehrlichen und unversieglichen Quellbäche" *) der Schriftsprache sind.

Seit man diese Bedeutung der Mundart, in der ein beständiges Aufblühen und Abwelken, Keimen und Ersterben von Formen und Ausdrücken neben einander stattfindet, erkannt hat, ist sie ein Lieblingsfeld für die Arbeit der Sprachforscher geworden. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, von den zerbröckelnden Sprachdenkmälern aus der Zeit unserer Vorväter so viel als möglich in die unsere hinüberzuretten und in mundartlichen Wörterbüchern diejenigen Bestandteile

*) Prof. Otto Sutermeister.

der Volksſprache, welche zu einer gewiſſen Zeit derſelben angehörten, durch den Druck feſtzuhalten.

Ein großes Verdienſt als erſter Forſcher und Sammler auf dem Felde der ſchweizeriſchen Mundarten hat ſich Franz Joſeph Stalder, geboren 1757 zu Luzern, 1785 Pfarrer zu Romoos im Entlibuch, 1792 zu Eſcholzmatt, geſtorben 1833 als Chorherr des Stiftes Beromünſter, erworben, indem er mit einem über die ganze Schweiz verteilten Stab von Mitarbeitern im Jahr 1812 in zwei Bänden den: „Verſuch eines ſchweizeriſchen Idiotikons", ein für die damalige Zeit bewundrungswürdiges Werk und im Jahr 1819: „Die Landesſprachen der Schweiz", eine Dialektologie, herausgab, welche das Gleichniß vom verlornen Sohn in allen Schweizermundarten enthält.

Mehr aber als ſeine treue Pionierarbeit wurde von den Sprachforſchern der Sammeleifer Rochholz'ens, geboren 1809 zu Ansbach, ſeit den Dreißiger-Jahren Profeſſor an der Kantonsſchule und Konſervator der kantonalen Altertumsſammlung zu Aarau, gewürdigt, der ſich als Herausgeber des: „Alemanniſchen Kinderlieds und Kinderſpiels" ꝛc. als Germaniſt einen bedeutenden Namen gemacht.

Der Arzt und berühmte Paläſtinareiſende Titus Tobler, geboren 1806 zu Stein, geſtorben 1877 in Appenzell, trat im Jahr 1837 mit ſeinem: „Appenzelliſchen Sprachſchatz" in die Fußſtapfen Stalders ein.

Als verdienter Sammler volksſprachlicher Literatur hat ſich Profeſſor Otto Sutermeiſter mit der Herausgabe ſeiner: „Schweizeriſchen Sprüchwörter der Gegenwart" und ſeines noch im Erſcheinen begriffenen „Schwyzerdütſch", einer Ausleſe mundartlicher Hervorbringungen aus allen Kantonen, bewährt, während unter der Redaktion von Dr. Fr. Staub, Dr. L. Tobler, Dr. R. Schoch und Dr. H. Bruppacher ein „Schweizeriſches Idio-

tikon“ von großartiger Anlage entsteht, das nach seiner Vollendung ein Werk von nationaler Bedeutung für Jahrhunderte sein wird.

Viel anregender noch als auf das Gebiet der mundartlichen Sprachforschung ging indes der Morgentau der Hebelschen Dichtung auf die mundartliche Poesie selber nieder und mit der Herausgabe seiner „Wälderbüebli“, wie er scherzweise seine Gedichte zu nennen liebte, hat der gute Professor in Karlsruhe mehr „ähnlich gestimmte Harfen“ geweckt, als er wohl in kühnsten Träumen je geahnt. In ganz Allemannien, vom Alpenhochgebirg bis nach Rheinschwaben, von der deutschen Sprachgrenze im Elsaß bis an den Bodensee und besonders auch in der Schweiz sind in den neun Jahrzehnten mundartlicher Poesieentwickelung so viele Dialektdichter erstanden, daß zu Zeiten durch die Menge unberufener „Volksdichter“ die mundartliche Poesie selbst in Verruf gekommen ist. Doch haben andere dieses Feld gleich ihm mit Ehren bebaut und der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts darauf einen Strauß von Naturblumen gepflückt, der mit seinem wiesen- und waldfrischen Hauch das Reich der Kunstpoesie aufs Lieblichste durchduftet.

Allerdings ist der mundartlichen Dichtung innerhalb des grenzenlosen Reichs der Poesie, welche auf ihrem Suchen nach neuen Stoffen und neuen Gestalten das Erdenrund, die Höhe des Himmels und die Tiefe der Hölle durchfliegt, durch die Mundart selbst eine enge Stoffwelt zugewiesen. Wohl hat die Mundart einen fein beobachtenden, mütterlichen Blick für die kleine Welt des häuslichen und dörflichen Lebens, für die Bebungen und Schwebungen der heimatlichen Volkspsyche, für die Erscheinungen der heimatlichen Felder und Wälder; allein wie ein Landmädchen sein Auge vom Hochschulgebäude der Stadt abwendet, so weicht auch die Mundart scheu vor den Regionen, wo die tiefsten und höchsten Fragen

der Menſchheit behandelt werden, zurück. Sie wird nie einer Dichtung im Sinne von Göthe's „Prometheus“ oder Schiller's „Künſtlern“ das Leben ſchenken, nie eine Tragödie wie Shakeſpeare's „Romeo und Julia“ auf die Welt der Bretter bringen, nie ein Heldengedicht wie die „Nibelungen“ zeugen, nie mit dem Löwen Freiligrath's durch die farbenglühende Wüſte ſtreifen.

Nur dem weltumfaſſenden Geiſt der Schriftſprache iſt es verliehen, ſein dichteriſches Gut in freier Wahl herab von den Göttern, herüber von den fernſten Lichtern eines Theorems, heraus aus den verwickeltſten Labyrinten einer Menſchenbruſt, aus dem blutſchweren Schickſalsbuch einer Nation, aus fernſtem Nord und fernſtem Süd zu ziehen und ſeine Geſtalten mit ſouveräner Macht, mit Dämonenflügeln oder Schlachtenpanzer, mit Narrenkappe oder Bajaderenſchleier auszurüſten.

Von dieſer großartigen Aneignungsfähigkeit der Schriftſprache, von ihrer wunderbaren Geſchmeidigkeit ſich in den Geiſt der entgegengeſetzteſten Dinge und ſelbſt der fremdeſten und fernſten einzuleben, beſitzt die Mundart nichts. Sie iſt an die Scholle gebunden, ſie iſt ein Kind, das nie vom Schürzenzipfel ſeiner Mutter läßt, das von den geſchichtlichen Ereigniſſen nur ſo viel weiß, als ſich in den mündlichen Ueberlieferungen ſeines Stammes erhalten hat und ganz im Denken und Fühlen, in der Anſchauungsweiſe desſelben befangen bleibt, ein Kind, dem an den hinterſten ſichtbaren Bergen zugleich mit der Heimat die Welt ausgeht.

Allein in dieſer Beſchränkung der Mundart liegt ihre völkerpſychologiſche und ihre poetiſche Bedeutung. Weil ſie, als ein organiſcher Teil ſeines Lebens, aus dem Volk ſelbſt herausgewachſen iſt, weil ſie nur dasjenige zum Ausdruck bringt, was an Erkenntniß und Gemüt, an Kraft und Sitte, an Gutem oder Böſem im Weſen des heimatlichen

Volkes selber steckt, so ist sie der Schlüssel zur Psychologie dieses Volkes oder, wie Klaus Groth so richtig sagt, dasjenige Mittel, „das den Bruderstamm dem Bruderstamme ins Herz sehen läßt".

Der Reiz der mundartlichen Dichtung besteht nun darin, daß sie das allgemein Menschliche, welches das Leben eines Volkes enthält, mit dem Auge des Volkes selber beobachtet, mit dem Ohr des Volkes selber belauscht, es liegt darin der Reiz einer mit naivem Sinn geschriebenen Autobiographie, durch deren individuelle Eigenart hindurch, sofern sie den höchsten Anforderungen der Poesie genügt, ein allgemein menschliches Gehalt leuchtet und wärmt.

Zu diesem objektiven Interesse, welches die Dialektpoesie allen gewährt, die den poetisch angewandten Dialekt verstehen, gesellt sich für diejenigen, welche mit diesem eines Stammes sind, noch ein subjektives, der Reiz des heimatlichen Erdgeruchs, des Jugendlandkräftigen, denn in dieser Dichtung sprechen lieb und traulich die Angehörigen des eigenen Gaues, flüstern die Quellen, rauschen die Wälder, schimmern die Sterne der Heimat,

„— Us der Heimet chunnt de Schi
S' mueß lieblig in der Heimet si."

Die Sprache der Heimat hat eine elementare Gewalt über uns, weil, so weit wir in die Welt hinaus wandern, unser Sein doch im Boden des Jugendlandes verwurzelt bleibt wie der Stamm der Tanne, deren Wipfel von Bergeshöhe weit ausschaut, doch dem Grunde angehört, aus dem er die Kraft seines Wachstums schöpft.

Darum werden die reinen, goldenen Klänge, welche Hebel aus dem rauhen Metall der alemannischen Mundart hervorgezaubert, in ihren schlichten Rythmen und Reimen im sonnigen, fröhlichen Wiesental forttönen,

„So lang im Feldberggrund ne Tanne wurzlet
Und d'Wieſe ſtrömt und d'Wehre und de Rhi,
So lang na Mädle flink und dundersnett
Und d'Buebe Obeds um de Liechtſpoh ſitze." *)

So lang es noch alemanniſche Kinder gibt, werden ſie beim erſten Schneefall jubeln:

„Iſch echt da obe Bauwele feil?
Sie ſchütted eim e redli Teil
Uf d'Gärten aben und uf's Hus,
Es ſchneit doch au es iſt e Grus,"

und ſo lange die Schwarzwälder zu Müllen Markgräfler trinken, werden ſie auch ſingen:

„Z'Müllen an der Poſt
Tauſigſappermoſt!
Trinkt me nit en gute Wi!
Gat er nit wie Baumöl i,
Z'Müllen an der Poſt!

und wenn ſie dabei die Mitternacht überraſcht, ſo wird einer von ihnen aufſtehen und ſprechen:

„Loſet was i euch will ſage!
D'Gloche het Zwölfi gſchlage."

Auch in der Schweiz iſt in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine mit dem Reiz ureigenſter Bodenwüchſigkeit und Heimatkräftigkeit ausgeſtattete mundartliche Literatur entſtanden, welche, vom dichteriſchen Hauch des Volksgemütes durchdrungen, in ihren reifſten Hervorbringungen nicht nur in den Büchern, ſondern als ein unabtrennbares Stück des Volkstums in dieſem ſelbſt fortleben wird.

Das „Küherlied" des blinden Volksſängers Alois Glutz von Solothurn, der mit der Guitarre auf dem Rücken, von einem Knaben geführt, von Pfarrhaus zu Pfarrhaus,

*) Viktor Scheffel.

von Landsitz zu Landsitz, wie ein Minnedichter zog und seine eigenen Lieder nach selbst erfundenen Weisen sang:

„Morge früeh wenn d'Sunne lacht
Und si Alles lustig macht"

und das „Meh daß äbbe" des Musiklehrers F. Huber in St. Gallen:

„Wie baß ist mer do obä,
So näch am G'wölch dazue",

das „Emmentaler Lied" von E. Widmer

„Niene geit's so schön und lustig
Als bi üs im Emmetal"

werden in den Sennhütten und auf den Kirchweihfesten des Jura, des Appenzellerlands und Emmentals gesungen werden, so lange Schweizersennen ihre Herden auf die Schweizerberge treiben.

Nach Jahrhunderten noch werden die Hirten des Saanentals bei ihren Käsefeuern die Ballade des armen Romangs „De Friesenwäg" rezitiren, welche das Meisterstück der epischen mundartlichen Dichtung auf Schweizerboden ist, und wenn nach Jahrhunderten noch die Fahne mit dem weißen Kreuz im roten Feld den Schweizerbataillonen voranflattern wird, so werden die Schweizersoldaten auf fröhlicher Rast noch „D'Bruust" des Pfarrers Häffliger von Luzern singen:

„S'ist imme Dorf vor Zyte
Schier z'mitzt es Hüsli gsi."

So lange sich Schweizer in der Fremde nach der Heimat sehnen, werden sie derselben in den Liedern des Berner Pfarrerdichters und Volksfreundes J. J. Kuhn gedenken,

„Han an eme Ort es Blüemli gseh,
Es Blüemli rot und wyß,"

oder:

„I de Flüehne iſch mis Lebe
Und im Tal tue ich kei gut“,

oder:

„Herz, wohi zieht es di,
Säg mer, wo denkſt du hi“,

die ſo innig aus dem Herzen des Volkes geſprochen ſind und darum wieder ſo tief zum Herzen des Volkes gehen.

Doch hat ſich kaum eine andere Landſchaft der Schweiz an der mundartlichen Dichtung ſo reich und mit ſo viel Glück wie Zürich beteiligt, wo die idylliſchen Gedichte Uſteri's, der urwüchſige Humor Stutz'ens und die unmittelbaren Naturlaute Corrodi's in hundert und hundert Münden leben werden, ſo lange das Volk ſein alemanniſches Gemüt bewahrt, wo die Kinderlieder eines Staub's, Bänninger's, Rüegg's aus der Seele des Mütterleins in die Kinderſeele übergehen werden, ſo lang die Jugend ihren „Ringereihe“ machen wird.

„Chränzli vo Blueme us Wiſen und Feld,
Röſli vo Häge im Wald!
Chränzli, de machſt mer ſo wohl und ſo weh,
Han i mi Lebtig kei ſüberers g'ſeh:
Blueme vo Heime ſind drin.“

Martin Usteri.*)

Der erste Schweizer, welcher sich auf dem Felde der mundartlichen Poesie, auf dem Hebel wie ein Pfadfinder vorausgegangen war, auszeichnete, war der Idyllendichter Martin Usteri, über dessen Leben sich selbst die Ruhe und Heiterkeit eines Idylls gebreitet hat.

Martin Usteri wurde im Frühling des Jahres 1763 zu Zürich, das damals noch eine mit Türmen und Mauern wohlverwahrte Kleinstadt war, als erster Sohn einer altzürcherischen Familie geboren und wuchs in einem jener guten Patrizierhäuser empor, in denen auf den soliden Grundlagen eines längstgeschaffenen Reichtums künstlerische Bestrebungen das kleinstädtische Bürgertum mit dem milden Feuer des Idealen durchleuchteten und durchwärmten.

Ein weitsichtiger Vater, zugleich unternehmender Kaufmann und eifriger Künstlerdilettant, und eine treue Mutter voll sinnigen Humors wachten über die Entwicklung des stillen, etwas wunderlichen Knaben, der, immer gesund und immer vergnügt, in drei Schwestern und in einem nachgebornen Bruder die Spielgenossen seiner Kindheit fand. Seine Entwicklung muß dennoch eine ungewöhnlich langsame gewesen sein, denn, wie sein Biograph David Heß erzählt, kam der wegen

*) Quellen: Usteri, Dichtungen in Versen und Prosa, herausgegeben von David Heß. J. C. Mörikofer, die schweizerische Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

ſeiner ſeeliſchen und körperlichen Anmut bei den Lehrern beliebte Knabe nur im „Gnadenkärrlein“ der Nachſicht durch die Klaſſen der Kinderſchule empor und noch im Collegium Humanitatis, wo er ein zumeiſt ſtummer Hörer blieb, hätte ihm niemand die nötige Faſſungsgabe für jene Sprachkenntniſſe zugemutet, welche er ſpäter als Geſchichtsforſcher und Deuter rätſelhafter griechiſcher und römiſcher Inſchriften an den Tag gelegt hat. So iſt ſeine Schullaufbahn eine merkwürdige Parallele zu derjenigen Peſtalozzis, ſeines um ſiebzehn Jahre älteren Zeitgenoſſen, der, ſelbſt ein ſchwacher Schüler, nachher der Kunſt des Erziehens ſo weittragende Lichter aufgeſteckt.

Allein hatte es auch den Anſchein, als ob alle geiſtigen Regungen des ſtillſinnigen jungen Menſchen nur in der zeichnenden Hand desſelben reflektiren, als ob die Schülerhefte voll Carrikaturen die einzige Frucht ſeiner Schulſtudien ſeien, ſo erbebten in ſeinem ſinnigen Gemüt die Saiten poetiſchen Empfindens doch ſchon früh, wie uns ein Zug, den uns Salomon Schinz in einer Beſchreibung eines botaniſchen Ausfluges überlieferte, ſo ſchön beweist: „M.(artin) U.(ſteri), ein gefühlvoller Knabe, empfand auch die Wolluſt des Morgens. . . . . Mit Rührung des Herzens ſang er in einer angenehmen Melodie Gellerts Morgenlied, wir alle gingen langſamer und hörten mit Vergnügen dem jungen Sänger zu.“

Der würtembergiſche Bildhauer Sonnenſchein, ein Mann von geläutertem Kunſtgeſchmack, führte ihn in das Zeichnen von Vorlagen, Salomon Geßner in die bildliche Darſtellung von Figuren ein, und unter dem Einfluß der lieblichen Idyllen des Sängers und Forſtherrn im Sihlwald entwickelte ſich in Ufteri jene Vorliebe für das Kleinleben, für das Niedliche und Zarte, welche ein charakteriſtiſcher Zug der hundert und hundert Handzeichnungen bildet, die der als bildender Künſtler

ebenſo ſehr wie als Dichter ausgezeichnete Mann bei ſeinem Tod hinterlaſſen hat.

Indes war Martin Uſteri von ſeinen Eltern keineswegs für das Erdenwallen eines Künſtlers beſtimmt, auch ihm ſollte die Kunſt nur eine ſchöne Beigabe ins proſaiſche Leben eines Seiden- und Porzellanfabrikanten ſein, und nachdem er die öffentlichen Schulen ſeiner Vaterſtadt durchlaufen hatte, trat er dem Wunſche ſeiner Eltern gehorſam in die Schreibſtube ſeines Vaters ein, deren Langeweile er ſich mit dem Zeichnen verkürzte; doch ließen ihm auch außer derſelben die Eltern Zeit, ſeinen künſtleriſchen Neigungen in reichem Maße gerecht zu werden.

In Meilen auf dem Landgut ſeiner Großmutter, wo der blitzende Spiegel des Zürcherſees, der Kranz ſchimmernder Uferdörfer und die ernſten Linien des Glarnerhochgebirgs ſeine Phantaſie erregten, und im Sihlwald, deſſen Gründe ſein väterlicher Freund Salomon Geßner mit Grazien und unſchuldigen Schäferinnen bevölkerte, lauſchte er der Natur ihre ſtillen Freuden ab und auf Fußreiſen nach den klaſſiſchen Gegenden der Schweizergeſchichte zog er jenes ſtarke Gefühl für das Heimatliche in ſich groß, aus dem heraus er ſpäter ſeinen Cyclus vaterländiſcher Romanzen gedichtet hat.

Als er dann im zwanzigſten Lebensjahre gemeinſam mit ſeinem Bruder Paul die Bildungsreiſe unternahm, welche damals den Uebergang der jungen Bürger aus dem rein häuslichen in das öffentliche Leben zu vermitteln pflegte, ſah er nicht nur einen großen Teil von Europa: das Elſaß, das badiſche Land, Sachſen, das damalige Berlin, die Hanſaſtädte, die Niederlande in ausreichenden, behaglichen Aufenthalten, ſondern lernte auf denſelben an Hand guter Empfehlungen die vornehmſten Geiſter der Literatur, ſo Klopſtock, den Meſſiadenſänger, Göthe, den „Löwen von Weimar", Ramler, den akademiſchen Dichter und Versfeiler, Overbeck, den zart-

ſinnigen Poeten von Lübeck, Gerſtenberg, den Urheber der furchtbaren Ugolinotragödie, und in Wandsbeck bei Hamburg den Volksſchriftſteller Matthias Claudius kennen, der die Brüder mit einer halben Flaſche Wein und drei Brezeln bewirtete.

Wenn auch eine ſcheue Beſcheidenheit Uſteri nicht zugab, aus ſolchen Begegnungen den größtmöglichen geiſtigen Gewinn zu ziehen und er überhaupt nur läſſig aus der reichen Bildungsquelle dieſer Reiſe ſchöpfte, ſo kam ſie dennoch einer geiſtigen Erweckung gleich.

Auf dem behaglichen Boden der Vaterſtadt entwickelte er nach und nach reiche geſellſchaftliche Talente und wurde durch ſeine Liebenswürdigkeit und Sittenreinheit eine volkstümliche Figur der jeunesse d'orée von Zürich, welche auf dem Schützenplatz, der jetzigen Platzpromenade zwiſchen Limmat und Sihl, ihren Corſo hatte und dort den peripathetiſchen Zwiſchengeſprächen der damaligen literariſchen Berühmtheiten von Zürich, des alten, kleinen Bodmers mit ſeinem an Voltaire erinnernden Geſicht, des gebückten Chorherrn Breitingers und Geßners, des fröhlichen, behäbigen Dichters, lauſchte.

Aus den jungen Zürcherdamen, die ſich auf dem Schützenplatz galant von den jungen Herrn begrüßen ließen, wie es Gottfried Keller in der Novelle „Der Landvogt von Greifenſee" mit unnachahmlichem Humore ſchildert, erwählte er ſich als dreiundzwanzigjähriger Mann ſeine liebreizende Gattin, die indes in ſpätern Jahren zeitweiſe in Schwermut verfiel. Im Glück ſeiner jungen Ehe fand er immerhin noch die Zeit, ſich auf der Stadtbibliothek in die reichen Schätze mittelalterlicher Geſchichte und Poeſie, für deren Studium ſein Eifer mächtig erwacht war, zu vertiefen und auch ſeine Zeichenkunſt noch zu vervollkommnen.

So wurde Uſteri auf zwei verſchiedenen Gebieten Jünger der Kunſt, unter der liebevollen Führung von ſehr begabten

Malern ein Zeichner, deſſen ſorgfältig ausgeführte Genrebilder eine Lebendigkeit und Laune, eine Wahrheit und Zartheit atmen, daß die Kunſtkritik ſie mit keinen geringern Schöpfungen als denjenigen Chodowietzkis, des berühmten Illuſtrators der Dichterwerke des 18. Jahrhunderts, zuſammenſtellt; unter dem Eindruck ſeiner geſchichtlichen Studien ein Dichter, der zwar nicht mit dem Adlerflug des Genies lichte Fäden zwiſchen der Menſchenbruſt und den letzten und höchſten Fragen des Lebens gezogen, aber doch mit der Kraft eines bedeutenden Talents Stoffe aus der Heimat dichteriſch behandelt und als erſter Dialektdichter des Zürchervolks aus dem Erz der Mundart das Gold der Poeſie herausgeläutert hat.

Ufteri war auch zu beſcheiden, um je mit den Prätentionen eines Künſtlers oder Dichters aufzutreten, ſeine Zeichnungen und ſeine Poeſie waren ihm nie Selbſtzweck, ſondern nur dazu da, ſich und ſeinen Freunden das Leben mit den Blumengewinden der Kunſt zu umkränzen, das freundliche Tuskulum, in dem ſein für jeden Sonnenſtrahl der Liebe und der Freude offenes Gemüt, wie hoch auch die Wellen des Geſchickes gingen, immer wieder ſeinen Gleichmut fand. So vermochte weder der Zuſammenbruch des väterlichen Geſchäfts, weder der Tod ſeines Bruders Paul und ſeiner einzigen Tochter Magdalena, die er beide auf das Innigſte liebte, weder die Krankheit, die zeitweilig das Gemüt ſeiner Frau umnachtete, noch ein eigenes ſchweres Leiden, das ſeine ſanften, blauen Augen furchtbar entſtellte, und die Aemter eines Großrats, Stadtrats, Stadtſeckelmeiſters, Erziehungsrats und Cenſors, welche das Vertrauen ſeiner Mitbürger in politiſch ſchwerer Zeit auf ſeine Schultern gehäuft, das liebenswürdige Weſen und den ruhſamen, idylliſchen Zug von Uſteris Leben zu nehmen. Mitten in den furchtbaren Ernſt der Revolutionsjahre hinein klang wie eine ſüße Friedensſchalmei ſein 1753 für die Künſtlergeſellſchaft gedichtetes, ſchlichtes, herzinniges Lied

„Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht."

Auf den Schwingen der lieblichen, leicht ins Gehör fallenden Melodie, welche ihm Hans Georg Nägeli, der Vater des zürcherischen Männergesangs, verlieh, machte es den Weg um die Erde, wurde vom Nordkap bis nach Feuerland, von den ostasiatischen Tundren bis ins Tal des Sakramento gesungen und weither reisten die Leute nach Zürich, um den Dichter des berühmten Liedes zu sehen.

Vielleicht daß das harmlose Lied noch jetzt da und dort in der Welt die gesellige Freude verschönt, bei uns in der Heimat des Dichters ist es fast vollständig verschollen, denn eine gewisse didaktische Absichtlichkeit, welche mit dem Ton des ächten Volkslieds nicht vereinbar ist, lähmt einigermaßen den Schwung desselben und unsere Zeit mit ihrem sozialen Suchen und Tasten hat wenig Sinn mehr für das Glück in der Beschränkung, welches in diesem Lied gepriesen ist.

Ueberhaupt werden von den poetischen Hervorbringungen Usteri's seine schriftdeutschen Gedichte am frühesten der Vergessenheit anheimfallen; aber wenn ihrer einmal auch keine deutsche Literaturgeschichte mehr gedenkt, so wollen doch wir Schweizer es ihm nicht vergessen, daß er einer der ersten war, welche unsere vaterländischen Geschichten und Sagen in poetischer Darstellung verherrlicht haben.

Namentlich durch den „Bildungsfreund", das weitverbreitete republikanische Lesebuch von Thomas Scherr, haben die Romanzen Usteri's, wie „das Bergmännlein am Pilatus":

„Was eilst du so schön Mägdelein
Hinan die steilen Triften?
Ein Hochgewitter bricht herein,
Schon toset's in den Lüften:

Sieh wie die Heerde heimwärts eilt,
Vom Blitz geſchreckt, vom Sturm umheult,
Ach, wende deine Schritte
Und flieh in meine Hütte"

oder „der Storch von Luzern"

„Was rennt durch die Straße die ängſtige Schaar?
Was deutet das dumpfe Getöſe?
Horch furchtbar verkünden vom Turm die Gefahr
Des Feuerhorns gräßliche Stöße"

oder „Struth Winkelried"

„Es lebte ein Ritter am gräflichen Hof,
Geachtet von Großen und Kleinen:
Ein Blitz in den Schlachten, ein ſchützender Turm,
Ein rettender Fels im verſchlingenden Sturm,
Doch gern auch ein Bote des Friedens"

oder „die Verſöhnung"

„An Thurgaus Grenze lag der Kaiſer
Und um ihn her des Adels Macht:
Ihm, wähnt er, müßt es doch gelingen,
Das Hirtenvölklein zu bezwingen,
Und dachte ſich den Plan der Schlacht"

im Schweizervolk eine ſolche Verbreitung gefunden, daß ſie eine Art Volksgut geworden ſind, welches man, um der Heimatlichkeit ſeines Inhalts willen, in den modernen ſchweizeriſchen Leſebüchern nur ungern vermißt.

In den hellen Räumen der Stadtbibliothek hatte ſich Uſteri im Studium alter Chroniken eine ſo tiefe Kenntniß des Mittelhochdeutſchen angeeignet, daß er in manchen ſeiner Dichtungen zu der Sprache vergangener Jahrhunderte zurückkehrte, wobei es ſeine Freude war, dieſe Gedichte auch mit altertümlichen Buchſtaben und farbigen Initialen zu ſchmücken und, alte Pergamente als Schreibſtoff verwendend, mittelalterliche Blätter treu nachzuahmen.

Am bekannteſten unter dieſen Verſuchen Uſteri's, das Leben des Mittelalters in der Sprache desſelben darzuſtellen, iſt die an das Basler Erdbeben im Jahr 1356 anknüpfende poetiſche Erzählung „Wallraff von Thierſtein“ geworden.

„Graf Wallraff von Thierſtein ritt über die Heid,
Synem liebſten Fründe gab er das Geleit,
Nach Baſel wollte der kehren,
Er hatte wol manchen Tag vnd Nacht
In Luſt vf dem Pfeffinger Schloß verbracht,
Vnd gewünſcht, ſo möcht's ewiglich währen.“

An dieſes Gedicht, welches der Denkweiſe und der Poeſie des vierzehnten Jahrhunderts ſo treu nachgebildet iſt, daß es dem Dichter unter dem Vorwand, es ſei ein alter Fund, gelang, ſelbſt ſeine Freunde, die Germaniſten Grimm und Wackernagel, eine Zeit lang zu myſtifizieren, reihen ſich die Legende „Idda von Toggenburg“, „Der armen Frow Zwingli Klag“, ein poetiſches Stück von rührender Gewalt, und die künſtleriſch vollendete Proſaerzählung „Der Erggel im Steinhuus“, eine altzürcheriſche Geſchichte, welche das Schickſal der Familie Meiß behandelt.

Allein wenn auch die ſchrift- und mittelhochdeutſchen Gedichte Uſteri's vielleicht von den ſpätern Generationen nicht mehr geleſen werden, ſo wird doch keine deutſche Literaturgeſchichte je die mundartliche Poeſie beſprechen können, ohne im gleichen Atemzug, da ſie des treuherzigen Hebels gedenkt, auch unſerm liebenswürdigen Martin Uſteri ein Kränzchen zu winden und ſo lange in Zürich das Sprachenmeſſing eines kosmopolitiſchen Verkehrs die Mundart nicht ganz verdrängt haben wird, wird Uſteri's herziges Gedichtchen: „So wird's cho“, das eine Perle der alemanniſchen Dialektliteratur iſt, als Probe unſerer Mundart in allen darauf bezüglichen Büchern ſtehen:

„Das Müeterli gaht mit em Meitschi in Mert,
Es chauft es Güütschli, es chauft em es Pferd
Und Güggel und Hüendli und Schäfli vo Blei
Und Blättli und Täßli vo Holz und vo Bei.

Und wenn's na feuf Jahre denn wider wird ga,
So laht's denn, i wette, die Güggeli stah,
Es list denn gar e schöns Döcketli us
Und macht em es Röckli und pützlet es us.

Und wenn's na feuf Jahre wider wird gah,
So laht's denn, so mein i, au Döcketli stah,
Es chrämlet denn Bändel und Spitzli und Schuch
Und schielet den artige Herrlene zue.

Und gaht's na feuf Jahre denn wider in Mert,
Denn chauft's wider Gütschli und Wäge und Pferd
Und Blättli und Täßli vo Holz und vo Bei
Und bringt sie sym eigene Meiteli hei."

Seinen Ruf als Dialektdichter haben indes die beiden Idyllen „De Vikari" und „De Herr Heiri" begründet. Das erstere ist ein wirkliches Idyll voll zartsinniger und schalkhafter Poesie und zugleich ein prächtiges Culturbild aus den schweizerischen bürgerlichen Verhältnissen an der Wende des Jahrhunderts, das letztere steht ihm in künstlerischer Durchbildung und Zeichnung der Charaktere nach, ergötzt aber durch die Lebendigkeit seiner Scenen und einen freischaltenden Humor.

„De Vikari" führt uns in dem Augenblicke in ein ländliches Pfarrhaus ein, wo die Frau Pfarrerin eben von der schöngeistigen Frau Hauptmännin in der Stadt einen im blühendsten Styl geschriebenen Brief erhält, der ihr für den nächsten Tag den Besuch des Herrn Hauptmanns, der Frau Hauptmännin und „Chaspers", des Sohnes derselben, anmeldet und zugleich ausführt, daß dieser letztere um die liebliche Tochter des Hauses, um Nelte, zu freien gedenke.

Es ist schon spät am Abend und die gute Pfarrersfrau,

welche die Gäste gern am folgenden Mittag mit einer ausgesuchten Mahlzeit bewirtet hätte, gerät in die größte Verlegenheit:

„Liſebeth! Liſebeth! gſchwind! das iſt e vertrakti Hiſtori,
Hah·n·es keis Bitzli im Huus — und die erwartet e Mahlzyt.
Liſebeth! Chömmed doch gſchwind! Herr Jeſes! keis Chrebsli, keis Fiſchli!
S'Entli hämmer hütt geſſen und euſeri Tüübli de Marder,
D'Hüener leged jetzt nüd — de Karfiol iſt nüd grate,
D'Höcherli ſind verby — und d'Böhndli ſind no wie Nadle."

„Jumpfer Nette", die ſchon zu Bette gegangen iſt, wird noch von der mütterlichen Sorge in Kenntniß geſetzt, ſie lächelt und vertröſtet die Mutter auf den Morgen und lieſt nicht einmal mehr den Brief, von dem die Mutter bedeutungsvoll geſagt: „Es ſtaht vo dir drin." Dafür iſt ſie gemeinſam mit der Magd ſchon in der erſten Morgenfrühe an den Vorarbeiten für die Mahlzeit und da man im Pfarrhaus von dem Dorffiſcher Joos keine Fiſche beziehen will, muß der Müller aushelfen.

Fiſcher Joos, der alte, gutherzige Lump, hatte nämlich einige Zeit vorher beim Pfarrer um eine Empfehlung und um einen Geldvorſchuß gebeten, damit er weiter im Beſitz der Fiſchpacht bleiben könne, war aber von dieſem wegen ſeines liederlichen Lebenswandels abgewieſen worden und da der Pfarrer nach dem Fortgang des erzürnten Fiſchers ſeine ſilberne Tabakdoſe vermißte, hatte er ihn beim Gericht als Dieb verklagt, war jedoch auf Betreiben des „Schärer Chappi", eines radikalen Schwatzers, der den ariſtokratiſchen Pfarrer haßte, ſelbſt in eine Buße verfällt worden.

Während die Eltern beſchließen, den Antrag der Frau Hauptmännin mit Wohlwollen aufzunehmen, erſchrickt Nette bis ins Herz, als ſie den Zweck des Beſuches erfährt:

— „Herr Jeſes, i hoffe-n-er ſpaſſid“ das ſeit ſie und ſuſt nüüd,
Sitzt denn ab uf en Bank und wo d'Frau Pfarrerin lueget,
Rüeft ſie: Um Gottes Wille, de biſt, wie wenn d'wettiſt verſcheide.“

Nette liebt den „Vikari“, der bis vor kurzer Zeit allſamſtäglich ins Dorf gekommen war, um an den Sonntagen den Predigerdienſt für den alternden Vater zu verſehen, aber eines Tages mit einer freimütigen Bemerkung über die Traumdeuterei, welcher der alte Herr ſehr ergeben war, und durch ſeine ſteigende Beliebtheit im Dorf, den Zorn und die Eiferſucht desſelben herausgefordert hatte, ſo daß es zu einem jähen und andauernden Bruch zwiſchen beiden gelangt war.

Die Gäſte kommen. Als Nette den plumpen Chaſper aus dem Wagen ſtolpern ſieht, flüchtet ſie ſich mit einem erſchrockenen „B'hüetis Gott“ in die Küche und erſt nach vielem Drängen der Ihrigen erſcheint ſie ſchüchtern in der Stube, wo die ſchöngeiſtige Frau Hauptmännin in die Worte ausbricht:

„— — Was mueß me erlebe. Nei lueg au, Herr Hauptme,
Wie ſo groß und ſchön. Wahrhaftig i hätti ame dritte
Ort ſie gar nümme erchennt! Nei, lueg au, Herr Chaſper, wie
blüehed
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — Nei lueg au, Herr Hauptme, nei, lueg au,
Chaſper, e Frühlingsroſ', en wahre Phönix, es Bijou!“

Ein Spaziergang vor dem Eſſen, auf dem ſich Herr Pfarrer und Frau Hauptmännin, Herr Hauptmann und Frau Pfarrer, Chaſper und Nette in Paaren gruppiren, bietet den Stadtleuten eine günſtige Gelegenheit, die Angeln auszuwerfen, der Herr Pfarrer wird von der Liebenswürdigkeit der Frau Hauptmännin ganz eingenommen; etwas zurückhaltender bleibt die Frau Pfarrerin und Nette endlich weiß mit geiſtiger Ueberlegenheit Herrn Chaſper kalt zu ſtellen. In einem Augenblick, wo die Stadtleute nach dem Mittageſſen allein

ſind, beſprechen ſie ihre bisherigen Erfolge und ſind von denſelben ſehr befriedigt; nur ein Hacken iſt noch da, ein alter, reicher Verwandter des Pfarrers, der „Pfleger", der ihm bei ſeinem nahen Tode die ganze Erbſchaft überlaſſen will, wünſcht Nette mit einem jungen, ausgelaſſenen Stadtbürger, dem „Gaſſenruedi", für den er eine Schwäche hat, verheiratet zu ſehen und würde das Teſtament ungültig erklären, wenn er ſeinen Lieblingsgedanken zerſtört ſähe. Im Keller, wo Nette unterdeſſen Wein holt, wird ſie die unfreiwillige Lauſcherin des auf die Geldverhältniſſe der Heirat ſich beziehenden Geſprächs.

Nachdem zwiſchen den beidſeitigen Eltern noch alle auf die Verlobung zwiſchen Chaſper und Netti zuſtrebenden Hoffnungen ausgetauſcht ſind, fahren die Stadtleute hocherfreut heimwärts, Nette aber flüchtet ſich mit der Aufregung ihres Herzens hinaus in die Natur, hinaus in das ſtille Bachtobel.

„Da wo vo dene Borte zwe Nußbäum gegenand neiged,
Und ihri mächtigi Äſt ſi dur enandere ſchlinged,
Zrings vo Haſle-n-und Erle-n-und niederem Buſchwerk umzingled,
Über das denn die Eſche d'Sederechrone erhebed,
Iſt en verborgene Platz; es lieged dort mehreri Felsſtuck
Dunkel bimoost binenand und über die glänzige Chiſel
Riſlet luter und chüel das Bächli mit fröhlichem Murmle.
Alles iſt zringſelum ſtill und dunkel de Schatte und heimli.
Das iſt jetzt ihres Ort, da baut ſie die Gärte, da traumt ſi
Ihri ſchönſte Träum und zieht denn öppe verſtole
Ihres Brieftäſchli fürre; doch eh' ſie's öffnet, ſo luegt ſie
No es Mal drüü zringſelum und öffnet's denn erſt na mit Vorſicht,
Nimmt drus uſe denn etlichi Lieder mit niedlicher Handſchrift
Gſchribe uf engliſches Atlespapier mit guldenem Ränbli.
Und mit chlopfedem Herze durliſt ſie denn alli und ſingts wol
Aber nur liſli und ſchwach, daß niemert das Singe vernemi.

Als ſie daheim dann das ſtille Kämmerlein aufgeſucht hat, tritt die Mutter zu ihr und Nette geſteht ihr weinend die Liebe zum „Vikari" ein. Zwar weiß die Mutter, wie hoff-

nungslos dieſe Liebe iſt, doch da ſie ſelber für den Vikar' mütterlich fühlt, vermag ſie nicht mehr ganz für Chaſper einzuſtehen und unter ihrem Einfluß gewährt der „Bapa" ſeiner Tochter zehn Tage Zeit, ſich mit dem Gedanken an die Zukunft vertraut zu machen, ehe ſie durch ihn Chaſper das bindende Ja gibt.

Während dieſer zehn Tage gelangt durch die Prahlereien Chaſpers die Kunde von der Verlobung, die ins Werk geſetzt werden ſoll, zu dem „Pfleger", der Nette für den Gaſſenruedi beſtimmt hat, und er enterbt den Pfarrer. Als dieſer in die Stadt fahren will, um die Aufrechterhaltung des Teſtaments bei dem Verwandten zu erbitten, findet er im Futter ſeines guten Rocks die ſilberne Tabaksdoſe wieder, welche geſtohlen zu haben er den Fiſcher Joos bezichtigt. Um ſeines Anſehens im Dorfe willen, bringt er es zwar weder in ſeiner eigenen Familie noch gegen Joos über's Herz, ſein Unrecht einzugeſtehen, doch läßt er in ſeiner Zerknirſchung beim Goldſchmied in der Stadt die Buchſtaben S und V auf den Deckel graviren, welche ihm für alle Zukunft: „Sei vorſichtig!" bedeuten. Von dem erzürnten reichen Vetter kann er nicht einmal eine Audienz erlangen, die Frau Hauptmännin mit ihrem Mann und Sohn iſt im Bad zu Baden. Von dort kommt am folgenden Freitag ein Brief ins Pfarrhaus, der ſich indes durch ein Poſtſcript Caſpers als ein ihm unterſchobenes ſchöngeiſtiges Machwerk der Frau Hauptmännin enthüllt. Er läßt in der Frau Pfarrer und im Pfarrer die erſten Zweifel aufkommen, ob die Verbindung Nette's mit Chaſper ein Glück wäre. Als die Dörfler am folgenden Sonntag in der Kirche das abgehärmte, vom Weinen gerötete Geſicht Nette's ſehen, entſteht durch Vreneli, die ehemalige Magd des Pfarrers, welche durch eine unglückliche Heirat in Armut gekommen war und vom Vikar manche Guttat erhalten hatte, geſchürt, eine Bewegung unter den Bauern, welche der all-

gemein beliebten Pfarrerstochter kein Leides geſchehen laſſen wollen, und unter dem Eindruck derſelben beſchließen die Pfarrersleute, der Entſcheidung Nette'ns keinen weitern Zwang aufzulegen, ſondern dieſelbe als einen Wink des Schickſals hinzunehmen.

Allein am Montag, am Tag, wo Nette ſich ausſprechen ſoll, geſchieht das Unerwartete. Nach langem Seelenkampf opfert das Mädchen ihre Liebe zum „Vikari" auf dem Altar der kindlichen Pietät:

„Ich ha mi entſchloſſe, ja Bapa, ich wird em mi Hand ge."

Noch an demſelben Morgen eilt Verene, die von Liſebeth, der jetzigen Pfarrersmagd über die neue Wendung der Dinge unterrichtet iſt, zum Vikar in der Stadt, der in ſeinem Liebesgram wie ein Schatten umhergeht, und macht ihn mit dem Entſchluß Nettens bekannt. Seiner ſelbſt nicht ganz mächtig, nur von den Eingebungen der Liebe getrieben, eilt dieſer planlos hinaus auf das Dorf. Im Wald vor demſelben verfällt er auf den Gedanken, ſich als eine Pilgerin zu verkleiden, um in dieſer Vermummung unerkannt Lisbeth, welche regelmäßig um fünf Uhr des Abends auf dem Pfarrhof Waſſer zu holen pflegt, am Brunnen zu ſprechen. Allein als er in den Hof kommt, fällt „Ringgi", der Hund des Pfarrers, mit lautem Gebell auf ihn los, erkennt ihn jedoch, und in ſeiner Not, durch die Liebkoſungen des Hundes verraten zu werden, flüchtet der Vikar ſich in die Scheune und auf den Heuſtock des Fiſchers Joos, wo er ſich der Vermummung entledigt. Im Heu findet er die drei ſilbernen Löffel, welche Joos im Aerger über die ungerechte Anſchuldigung ſeines Geiſtlichen aus dem Pfarrgarten wirklich entwendet hat, und tritt mit denſelben dem Pfarrer entgegen, der durch Ringgi neugierig geworden, herankommt. Durch eine Liſt die ſchlimme Situation mit einem Schlage gut machend, ſagt er zum Pfarrer, es habe ihm dreimal ge-

träumt, er werde im Heu des Joos die drei silbernen Löffel finden — und richtig — hier seien sie. Der Pfarrer fühlt sich in der Frage der Traumdeutung durch diese Erklärung dem Vikar gegenüber als Sieger und mit ihm versöhnt. Doch nun rückt dieser mit einem zweiten Traum heraus und dieser zweite Traum ist die Hand der „Jumpfer Nette". Mit einem langgedehnten: „So! So!" läßt der Pfarrer den Vikar in Ungewißheit im Garten stehen. Während er im Haus der Frau Pfarrer und Nette die Werbung mitteilt, die diese mit Tränen, jene mit der Beredtsamkeit des Mutterherzens empfängt, will draußen im Garten der Vikar schon in Verzweiflung fortgehen, doch Nette eilt ihm nach und führt ihn ins Haus

„Und de Herr Vikari häd zittred der Tochter sy Hand g'ge
Und nu ihri Thräne händ gredt und die chlopfede Herze;
Denn d'Bläſſi im G'ſicht hät's Eint und's Ander belehrt gha,
Wie tüüf im Herz, das Eini bim Andere wohni.
Und es wird nüd Nacht, so git scho de Pfarrer sis Placet,
Und die Freud, die lang scho das fründtli Pfarrhus verlah häd,
Chehrt wieder drin y und zauberet d'Rosen-n-uf d'Bagge
Denn im Herze, da sind sie scho lang und blüehed so herrli."

Da der „Gassenruedi" durch sein ausgelassenes Wesen den „Pfleger" erzürnt, wendet dieser seine Gunst wieder dem Pfarrer zu; über das gleißnerische Wesen der Frau Hauptmännin gehen diesem durch ein Packet Predigten, die sie gelesen zu haben heuchelt, aber nicht gelesen hat, die Augen auf; dem Fischer Joos schenkt er eine Quittung und Erneuerung der Fischpacht, um die Schuld wegen der Dose auszugleichen, und unter der Anführung des gerührten, ehrlichen Lumps versammeln sich die Dörfler um das Pfarrhaus und beglückwünschen das junge Paar.

Man kann den „Vikari" nicht lesen, ohne unwillkürlich lächeln zu müssen über die heitere Komik und den göttlichen

Humor, die darin ſchalten und walten, während an andern Stellen einem faſt die Augen übergehen möchten aus Teilnahme für Nette, dieſes Prachtmädchen, deſſen Geſtalt der Dichter zugleich mit dem Zauber der Poeſie und ſo vielen Zügen individuellen Lebens ausgeſtattet hat, daß durch ſie bei aller Poeſie doch das warme Blut eines wirklichen Menſchenbildes kreiſt. Fiſcher Joos, dieſer ehrliche Schelm und gutmütige Lump, iſt eine Figur, wie ſie im Volke leibt und lebt, und im „Schärer Chappi“ hat Uſteri in allerdings etwas karrikierter Weiſe eine ländliche, politiſche Größe gezeichnet, wie es deren zu jeder Zeit gegeben hat. Es iſt wahr, jener Zug inniger Liebe zum Landvolk, welche die Hebel'ſchen Gedichte wie ein mildes Feuer durchglüht, fehlt dem ſeelenguten, aber im Kern doch ariſtokratiſchen Uſteri; alle ſeine Landleute tragen eine Narrheit oder eine Schwäche an ſich; aber den Eindruck der Unwahrheit wird kein Leſer empfangen, ſondern jeder muß ſich geſtehen: „Solche Leute leben, ſolche Leute gibt es auf dem Land.“

Uebrigens hat ſich der Humor und die köſtliche Satyre Uſteris noch ſchärfer als gegen die im Vikari auftretenden Dorfbewohner gegen die eigenen Mitbürger und Mitbürgerinnen gewandt, indem er z. B. in der Sprach- und Schreibweiſe der Frau Hauptmännin die zu ſeiner Zeit auch in Zürcher Frauenkreiſen üppig gedeihende Schöngeiſterei und Geiſtreichigkeit auf das Köſtlichſte perſiflierte.

Sein zweites Idyll: „De Herr Heiri“, iſt zwar reich an Scenen von humoriſtiſcher Gewalt und feinausgeführten Genrebildern, unter denen die Kaffeeklatſchſcene: „No es Täßli, Frau Bas? — I danke verbindli“ das berühmteſte iſt, allein die Geſtalten derſelben vermögen nicht aus dem Boden eines ſpießbürgerlichen Philiſtertums in die reinen Höhen wirklicher Poeſie aufzuſteigen, und der gute „Herr Heiri“, neben dem epiſodenhaften „Lieutenant Sterndli“ die einzige Männer-

figur des Idylls, hat trotz seines gesunden, trockenen Witzes selbst zu wenig männliche Kraft, um den Leser das Kaffeearoma eines Kreises von Stadtdamen, deren Welt im Krimskrams des Alltagslebens aufgeht, vergessen zu lassen. Doch hat Usteri auch hier, einem ächt schweizerischen Fühlen folgend, dem Geringen und Uebertünchten das Brave und Tüchtige, dem Schein die Wahrheit, dem Bildungsschliff die Treuherzigkeit gegenübergestellt, ja in der „Babette" des „Herr Heiri" hat er sogar eine Protestfigur gegen äußern Wohlanstand und innere Rohheit mit solcher Schärfe aufgetragen, daß darin das künstlerische Maß entschieden überschritten ist.

Wegen ihrer gesunden Sinnesart und ihres humoristischen Gehalts haben diese Dichtungen, welche zu Lebzeiten des Dichters nur in Manuscript von Hand zu Hand gingen, bei ihrer Herausgabe durch David Heß zu Stadt und Land eine überaus freundliche Aufnahme gefunden und der „Vikari" wird heute noch in der Bühnenbearbeitung von H. Cramer von zürcherischen Dilettantentheatern mit Vorliebe aufgeführt.

Ueberaus lieblich und frisch sind Usteris zwölf alemannische „Kinderlieder", wovon das früher citirte: „So wird's cho", eine der schönsten Proben ist; ein anderes: „D' Störchli"

„Mis Chindli g'sehst seb Storchenest
Uf sebem hohe Huus;
Es sind drü jungi Störchli drin,
Sie gugget her, sie gugged hin
Wohl über's Dörfli us" etc.

ist mit Recht in manche schweizerische Schulbücher übergegangen. Eines der reizendsten ist auch „De Guggu", worin eine junge Mutter aus den Rufen des Vogels die Zukunft ihres Kindes enträtseln will:

„Dur's Mätteli bin i g'gange,
Im Mätteli bin i gſy;
Die Vögeli, die händ gſunge
Und's rüeft de Guggu dry;
I loſe gern und blybe ſtah,
Saht er im Wald ſys Guggu a:
Guggu! guggu! guggu! (bis)

Und gugget er im Länze,
So rüeft im mänge zu:
Wie lang han i no z'läbe?
Und zellt denn die Guggu
Und meint, er werd der eltiſt Ma,
Wenn er brav Guggu zelle cha!
Guggu! guggu! guggu! (bis)

I han as Chindli gſinnet,
I han as Chindli dänkt:
Häd ihm de Herr im Himmel
Wohl vil an Jahre gſchenkt?
Und rüefe da zum Tannewald?
Säg, Guggu, wird mys Chindli alt?
Guggu! guggu! guggu! (bis)

Ha ſchier nüd dörfe loſe,
Was er zur Antwort ſchrei —
Mys Herz hät halbe bſorget,
S'gäb eis nu oder zwei.

Da aber faht de Chrema
Gar lut und luſtig z,guggen a:
Guggu! guggu! guggu!")

Und wo i mein, jetzt hör er auf,
Gaht's doch no furt im glyche Lauf:
Guggu! guggu! guggu!")
Und woni fürch, jetzt blyb er ſtah,
So fangt er erſt na lüüter a:
Guggu! guggu! guggu! (bis)

Es iſch en ytle Glaube,
So han i zue mer gſeit,
De Herr beſtimmt ja 's Läbe —
Und doch hät 's Herz ſi g'freut!
Dänn wird des Vogels Rüefe wahr,
So läbt mis Chindli hundert Jal r
Guggu! guggu! guggu! (bis)

Und chunnts au nüd uf hundert
Und läbt es chürzri Zyt,
Iſch's nu i luuter Säge
Und ohni Not und Stryt,
So dank i Gott für jedes Zyl,
Rüef denn de Guggu, was er will —
Guggu! guggu! guggu!

In ſeinen Idyllen und in ſeinen Kinderliedern feiert die Poeſie Uſteri's auf das herzinnigſte die Bande der Pietät, der hingebungsvollen Liebe, welche Eltern und Kinder verbinden, die geheimnisvollen Fäden, welche das Gemüt der Mutter zum Gemüt des Kindes herniederziehen, den Segen eines ſchönen Familienlebens; ſeine mundartlichen Dichtungen ſind, um an

*) Der Dichter bemerkt an dieſen Stellen: Nach Belieben fortzuſetzen.

einen bezeichnenden Ausdruck, der auf Hebel's Gedichte angewendet worden ist, zu erinnern: „Wonnelieder des Friedens", denn sie enthalten die Poesie des häuslichen Herds.

Und gehoben und getragen werden diese Lieder von der liebenswürdigen, in Bürgertugend und Lebenshaltung vorbildlichen Gestalt ihres Dichters, in dessen Wesen sich ein fast kindlich-naives Gemüt mit der Seelenlauterkeit eines Weisen vereinigte.

Das haben denn auch schon die Zeitgenossen Usteri's gefühlt; sie blickten mit unbegrenzter Liebe und Hochachtung zu dem bescheidenen Manne empor, der mit seinen Dichterwerken die Menschen zur Einfachheit und Genügsamkeit zurückzuführen sich bestrebte; die herrlichste Apotheose hat ihm aber doch der Tod selbst bereitet.

Der vierundfünfzigjährige Dichter hatte seine Wohnung seit einiger Zeit im Gasthof zum „Pfauen" in Rapperswyl. Er kränkelte, aber an's Sterben dachte noch kaum jemand. Nun kehrten am Abend des 29. Juli 1827 der Männerchor Wald, der unter der tüchtigen Leitung des Pfarrers Tobler stand, von einem Ausflug heimkehrend, in diesem Gasthof ein und ohne zu wissen, wie krank Usteri sei, sangen sie ihm zu Ehren einen ernstlieblichen Choral, der den Dichter aus einem leisen Schlummer weckte. „O, wie schön! wie schön!" hauchte er vor sich hin, und als die Sänger vernahmen, wie krank Usteri sei und welche Freude ihm ihr Singen gewähre, intonirten sie Usteri's eigene Lieder und im Frieden des sonntäglichen Juliabends, im Nachhall seiner eigenen Lieder ist der Dichter schmerzlos dahingegangen, ein Seliger schon vor dem Tod!

Durch die stille Nacht glitt eine Trauerbarke den See hinab; sie brachte Zürich den liebenswürdigen Sänger todt, und die Mutterstadt hat ihren Sohn mit einer Trauer begraben, wie sie so elementar nur hervorbricht, wenn die Besten eines Volkes sterben.

Jakob Stutz.*)

Fünfzig Jahre nach Martin Usteri's Hinschied, am 15. Mai 1877 läuteten droben in dem Bergdorf Bärentsweil die Glocken einem anderen müden Mann, der einen wesentlichen Anteil an der zürcherischen Dialektdichtung hat, zu Grab. Allein nur wenige Leute gingen hinter dem ungeschmückten Sarge her, die Grabrede war kurz und durch die kantonalen Blätter ging die trockene Notiz: „In Bettsweil-Bärentsweil ist der Volksdichter Jakob Stutz gestorben"; manche schwiegen ganz über denselben.

Dennoch hat der Volksdichter Jakob Stutz das Wesen zu einem Dichter in höherem Grad besessen als Dutzende, deren Namen mit gesperrter Schrift in unsern Literaturgeschichten stehen. Aus den Tiefen des oberländischen Volkslebens hat er mit dem Quellenrütlein seiner poetischen Kraft einen vollen Brunnen der Poesie ans Tageslicht geleitet, an dem unsere unverbildeten Jungen und Alten und namentlich auch das Landvolk noch heut mit innigem Vergnügen trinken, obwohl uns bereits ein halbes Jahrhundert von der Zeit trennt, da Stutz sein Bestes schuf.

Doch es liegt ein Fluch auf dem Leben dieses Manns. Wie Usteri's Gedichte gehoben und getragen sind von der

*) Quellen: Gemälde aus dem Volksleben 6. Bände. Sieben mal sieben Jahre. Ernste und heitere Bilder. Mündliche Mitteilungen.

edlen Geſtalt des Dichters ſelbſt, durch die Kraft der Liebe und reiner Humanität, die ſein Charakter lebenslang auszeichnet, ſo hängt ſich an diejenigen von Jakob Stutz der Ballaſt eines verfehlten Lebens, das man nur bruchſtückweiſe mitteilen kann. Der Reſt iſt Stilleſein aus Pietät. Darum hat ſein Dichterruf kaum je über die engen Grenzen ſeiner Heimat hinauszudringen vermocht, obwohl er zu guter Stunde das Weſen des oberländiſchen Völkleins, ſeine kleine Welt und ſein Dorfleben mit den Augen eines Hellſehers beobachtet und mit der Feder eines fein beobachtenden Realiſten dargeſtellt hat.

Stutz iſt mit jeder Faſer ſeines Herzens und ſeiner Poeſie ein Sohn des Zürcheroberlands, jener grünen, anmutigen Berggegend zwiſchen dem Toggenburg und dem Tal der Glatt, welche mit ihren dunkeln Waldkuppen, ihren ſchönen Weiden, ſaubern Dörfern und geſchindelten Häuſern an die landſchaftlichen Reize des Appenzellerlandes erinnert. Das Völklein, welches ſeine Matten und Aecker bebaut oder das Weberſchifflein ſchwingt, iſt fröhlich, mutterwitzig, praktiſchen und häuslichen Sinns und von hellem Verſtand, der indeſſen unter dem Druck kleinlicher Verhältniſſe manchmal auch in Schlauheit, Kniffigkeit und Pfiffigkeit ausartet oder ſich in dorfpolitiſchen Reibereien und Nachbarſtreitigkeiten verzehrt, häufiger jedoch in gemeinnützigen Werken ſehr Erfreuliches und Tüchtiges leiſtet. Dazu iſt dieſem Völklein ein ſolcher Hang zum Singen und Dichten eigen, daß es in den oberländiſchen Dörfern kaum ein Dach gibt, unter dem nicht ſchon gute oder ſchlechte Verſe gedichtet worden wären, kaum eine Stube, in der nicht von Alters her eine Guitarre oder ſonſt ein einfaches Muſikinſtrument an der Wand hinge, um nach Feierabend oder an den Sonntagnachmittagen geſpielt zu werden.

Mit den Eindrücken dieſes Volkslebens hat ſich Stutz ſo geſättigt, ſeine Vorſtellungswelt, ſein Fühlen und Denken

ſo innig mit der Vorſtellungswelt, dem Fühlen und Denken dieſes Volksſchlages verknüpft, daß der Lokalton in ſeinen Gedichten noch lebhafter als in denjenigen Hebels aufgetragen iſt, daß man um ihrer Bodenwüchſigkeit und Heimatkräftigkeit willen ſelbſt das Oberland einigermaßen kennen muß, um ſie vollſtändig zu genießen.

Man hat vielfach — und nicht mit Unrecht — gegen manche dieſer Gedichte den Vorwurf erhoben, daß ſie das oberländiſche Volksleben nur in Karrikaturen ſchildern, in denen Stutz den geiſtigen Horizont ſeiner Landleute künſtlich verengert habe, um ihre humoriſtiſche Wirkung zu erhöhen. Doch wäre es falſch, dieſes Urteil durch einen Hinweis auf den jetzigen Bildungs- und Kulturzuſtand des Oberlandes ſtützen zu wollen, denn in den ſechzig Jahren, ſeit Stutz ſeine erſten „Gemälde aus dem Volksleben“ ſchrieb, hat ſich im Oberland durch die Einführung der obligatoriſchen Volksſchule, die zahlreichen Anſiedelungen der Induſtrie, durch die Anlegung von drei Schienenwegen eine faſt vollſtändige Revolution des Erwerbslebens, und damit des Volkslebens vollzogen, ſo daß es in der Tat nur noch wenige jener von Stutz meiſterhaft portraitirten Leute gibt, die an ihrem Geburtsorte alt geworden ſind, ohne ihn je verlaſſen zu haben.

Geboren wurde Jakob Stutz am 29. November 1801 als neuntes Kind einer armen Bauernfamilie zu Iſikon bei Hittnau und ſeinem Vaterhaus mit den runden, bleigefaßten Scheiben, mit den braunen Fällläden und dem Taubenſchlag unterm Giebel, mit dem nahen Bach und Weiher, hat er in ſeinem ſchönen Gedicht: „Blumen aus der Heimat“ ein reizendes Andenken geſtiftet.

Eine harte Jugendzeit hat Stutz verhindert, auch Naturdichter zu werden, wie er Dichter des Volkslebens wurde, denn der Frühling bedeutete ihm nicht ein glückliches Schweifen

durch Feld und Flur, ſondern ſtrenge Arbeit am Pflug; die leiſen Morgenwinde, der perlende Tau waren ihm, der bis zum zwanzigſten Jahre barfuß ging, häßliche Naturerſcheinungen, ſie durchwehten und durchnäßten ſein elendes Kleid, ſo daß er fror. So gewöhnte er ſich, an der Natur meiſtens nur das Unangenehme zu ſehen, und hat in ſeinen Schriften darum auch ſelten die reinen Naturklänge gefunden.

Doch hat ihn, wie Robert Burns, den ſchottiſchen Volksdichter, die Muſe beim Pflug auf freiem Felde überraſcht. Nachdem er ſchon im 12. Jahre ſeine Mutter und bald darauf ſeinen Vater verloren hatte, wurde er bei einem ältern, hartherzigen Bruder, dann bei Verwandten in der Mühle zu Balchiſtall, in der Nähe von Hittnau, Knechtlein und „Männebub". Als ſolcher hörte er im Jahr 1817 von einem herumziehenden Bettelknaben ein Gedicht auf die damalige Teuerung, und dieſes machte auf den intelligenten und gefühlvollen Knaben, deſſen Seele ſchon früher beim Anhören alter Volks- und Kirchenlieder in dichteriſche Schwingungen geraten war, einen ſolchen Eindruck, daß er ſich ſofort beim Ochſentrieb im Dichten verſuchte:

„Ihr Chriſten tut nur dieſes
Und rüefet Gott ſelbſt an,
Daß er uns bringe wieder
Der Wein und auch das Korn.

Ach denkt an Goldingen,
Wie den letzten Heumonat
Tut ein Berg zerſpringen,
Ach nehmt es wohl in Acht." —

„Dunders Bueb!" hagelte darauf der alte Joggeli-Heiri hinter dem Pfluge hervor, „worum tueſch's Mul nüd uf und redſch nüd mit de Stiere?" — Allein in dieſer Stunde war der junge Bauernknecht zum Dichter geworden und iſt ein Dichter geblieben ſein Leben lang.

Es scheint übrigens, daß etwas Poetenblut in der ganzen Stutze'schen Familie lag, denn, noch früher als seine eigenen Gedichte, hat der Dichter eine Sammlung schriftdeutscher Reime seiner ältern Schwester, Katharina Stutz, unter dem Titel: „Gedichte eines einfachen Landmädchens", herausgegeben, die, wenn auch nicht besser, so doch nicht schlechter sind, als was sich manche Schülerinnen höherer weiblicher Bildungsanstalten in Poesie zu Gute tun. Ganz artig sind zum Beispiel folgende Strophen aus einem Frühlingslied der Dichterin:

„Wie prangt Natur in holder Pracht
Im neuen Frühlingskleide,
Was ich erblicke um mich her,
Erfüllt mein Herz mit Freude.

Die Quelle rauscht durch's junge Grün
So klar und rein hinunter,
Und kleine Fischlein schwimmen drin
So lustig und so munter.

Und Kinder hüpfen sorgenlos
Durch blumenreiche Auen
Und lauschen still an Hecken hin,
Ob Vöglein Nester bauen." —

Wie unbeholfen Stutz'ens erste Versuche waren und bei seiner dürftigen Bildung sein mußten, so erregten sie, besonders als einige davon gedruckt wurden, doch in seiner Heimat bedeutendes Aufsehen, so daß der Pfarrer von Hittnau den Burschen in sein Haus aufnahm und ihm eine Zeit lang unentgeltlichen Unterricht erteilte; indes wurde Stutz, dessen ungelenkes Wesen im Pfarrhaus mancherlei Anstoß erregte, bald wieder Handweber und Spinner und gab sich dem „Aufrichten" von Liedern auf's Neue hin.

Da er aus religiösen Gründen den Militärdienst verabscheute, nahm er, um diesem zu entgehen, eine Hausknechtstelle in Zürich an, kehrte jedoch nach einiger Zeit in die Heimat zurück.

In Pfarrer Salomon Tobler zu Sternenberg, dem Dichter des herrlichen Epos: „Die Enkel Winkelrieds", und in Pfarrer Schweizer zu Wyla fand nun der junge Poet zwei aufrichtige Gönner, welche ihn durch einen freundlich ermunternden Umgang und durch Darbietung geeigneter Lektüre weiterbildeten.

So las Stutz die Volksschriften Christoph Schmied's, den „Heinrich von Eichenfels", die „Ostereier", dann Matthisons und Salis' Gedichte, Hallers „Alpen" und endlich kamen ihm auch Hebel's „alemannische Gedichte" in die Hand; doch nur langsam rang sich der junge Mann, der nachher selber ein so bedeutender alemannischer Dichter geworden ist, zum Verständniß derselben durch.

Von seinen eigenen Gedichten, deren er Stoß auf Stoß häufte, kam durch die Vermittelung der beiden Freunde auch ein Heft dem damaligen Leiter des Blindeninstituts in Zürich, Thomas Scherr, zu Gesicht, und dieser tüchtige Mann, der selbst ein liebenswürdiger Dichter war, berief, auf das Talent aufmerksam geworden, denselben im Frühjahr 1827 als Arbeitslehrer an seine Anstalt.

Auf der Grundlage einer sorgenfreien Lebensstellung und genügender Mußezeit befruchtete sich Stutz'ens Poesie an tüchtigen Literaturstudien; doch wandte er sich in mancher seiner stillen Stunden in einer Anwandlung von Heimweh den Bildern seiner eigenen Vergangenheit zu und in dieser Stimmung quollen ihm seine ersten mundartlichen Gedichte — Bilder aus dem Volksleben der Heimat — aus der Seele auf. So sind diese schlichten ersten Poesien Stutz'ens, wie Hebels alemannische Gedichte, Blumen, aufgegangen in dem heimwehseligen Gemüt eines Bergsohnes.

Das erste derselben, ein Gespräch: „Heiri und Beeteli", erschien anonym im Zürcher-Kalender von 1829, fand vielen Beifall zu Stadt und Land, und im Jahr 1831 ging

unter dem Titel: „Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargeſtellt in gereimten Geſprächen, Zürchermundart", ebenfalls anonym das erſte Bändchen von Stutz'ens Gedichten in die Welt.

Dieſe Gemälde aus dem Volksleben erregten Aufſehen, man fühlte, daß man in denſelben ein urſprüngliches, durchaus eigenartiges Talent vor ſich habe, die Gedichte packten ebenſo ſehr durch die Treue, mit welcher ſie das Volksleben ſchilderten, als durch ihren Alles bezwingenden, humoriſtiſchen Gehalt und es regnete Aufmunterungen für den unbekannten Volksdichter.

Nur im Oberland war man wenig erbaut von den Leiſtungen desſelben. Mit jener natürlichen Scham, die uns überkommt, wenn uns Jemand zufällig in die hinterſte Herzfalte blickt und dieſer Jemand die Bosheit beſitzt, was er dort geſehen, der großen Welt auszuplaudern, wandte ſich das Völklein des Oberlandes gegen Stutz, der ſeine Urheberſchaft nicht lange geheim halten konnte. Es fühlte aus ſeinen Gedichten heraus einen unbarmherzigen Verrat an ſeinem Volkstum, eine mitleidloſe Bloßſtellung aller ſeiner Heimlichkeiten, und wie einſt die Leute des Wieſentals Joh. Peter Hebel, den Profeſſor in Karlsruhe, für ſeine alemanniſchen Lieder Arme und Beine abzuſchlagen drohten, ſo ballte ſich auch im Oberland manche Fauſt gegen den Urheber der „Gemälde aus dem Volksleben". Allein während ſich die Abneigung der Leute im Wieſental bald in eine warme Sympathie für ihren alemanniſchen Sänger verwandelte, ſo daß nun faſt in allen Bauernſtuben Hebel's Bildnis hängt, faſt jedes Dorf ſein Hebelwäldchen oder ſeine Hebelhöhe hat, jedes Wirtshaus es meldet, wenn der gemütliche Dichter einmal in demſelben eingekehrt, ſo hat ſich die Volksmeinung des Oberlandes bis auf den heutigen Tag mit Stutz nie ganz verſöhnen können, obwohl die Oberländer der Gegenwart

mit ihrem Handels- und Induſtrieleben, das ihren Blick ſo ſehr geweitet, ſich von Stutz'ens Gemälden kaum noch getroffen fühlen können.

Allerdings fehlt dieſen Dichtungen jenes verſöhnende Weſen, das die Hebel'ſchen Gedichte durchwärmt, jener Hauch der Pietät und inniglichen Liebe, jenes verklärende Licht der aus einem warmen Menſchenherzen dringenden Poeſie, ja, es iſt merkwürdig, wie Stutz, der das Oberland und den oberländiſchen Volsſtamm über Alles geliebt, in allen ſeinen Gedichten mit kaum einem Zug ſubjektiven Empfindens die Angehörigkeit zu dieſem Land und Stamm verraten, und wie er gleichſam mit dem kalten Blick und der kalten Objektivität eines ethnographiſchen Forſchers, ſeine Heimat und ſein Volk in die Gemälde hineingezeichnet hat.

Wenn wir die Worte, in denen Göthe das Weſen der Dichtung umſchreibt: „Die wahre Poeſie kündet ſich dadurch an, daß ſie als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die uns drücken", auf Stutz'ens Dichtungen anwenden, dann fällt allerdings nur eine kleine Zahl derſelben in den Bereich des eigentlich dichteriſchen Schaffens.

Stutz iſt ein völliger Naturaliſt, eine Jeremias-Gotthelf-Natur, die den berühmten Berner Schriftſteller an derbem Realismus und an einer faſt verletzenden Objektivität erreicht hat, ohne zugleich auch das wahrhaft geiſtbefreiende Element, das in den beſten Schöpfungen des Romandichters atmet, in ſeine Gemälde hineinhauchen zu können. Er iſt in denſelben ein Maler, der mit der Treue eines Photographen, aber auch ohne jede künſtleriſche Retouche arbeitet, wie das kleine Gedicht: „Kinderzucht" belegen mag:

Muetter:
„Lueg Chind! ſo gwüß daß d' noh emol gohſt
Und wieder uf de Bank ueſtohſt,

Und s'Anneräzeli noh mol ſchlohſt,
Und d'eißig vo ſim Öpfel woſt,
Und s'Hüenli wieder uſe lohſt,
Und d'Chatz chlübſt und i d'Auge bloſt,
Denn hau i di, ſo wohr, als d'Stitze do ſtoht,
Bis d' Löcher und Büüler häſt und meinſt du ſeiſt tod.
So leid mueßt nüd werde, wie ander Lüt ſind,
I will di ſcho gwönne, du Hundfudchind!
Und wenn d'nid grad recht tueſt, ſo jag di is Bett,
Heb d'Händ z'ſämme, hurtig, hock abe und bät!"

Das iſt nun allerdings ein Realismus, vor dem die Grazien in wilde Flucht geraten. Stutz hat uns hier, um einen Ausdruck des verdienten Literaturhiſtorikers J. E. Morikofer auf ihn anzuwenden, „ſtatt wie Hebel die reine und ſittliche Natur des Volkes in aller Einfachheit darzuſtellen, die rohe, zufällige Natürlicheit nackt und unkünſtleriſch vorgeführt".

Allein dieſe Schwäche der Poeſie Stutz'ens iſt zugleich ihr großer Vorzug, welche dieſelbe über eine Menge anderer mundartlicher und ſchriftdeutſcher Erzeugniſſe emporhebt, deren Verfaſſer, eine Art ſchriftſtelleriſcher Salontyroler, uns glauben machen wollen, daß unter den Landleuten nur Liebe und Güte, Frieden und Unſchuld, Treue und Geradheit herrſchen, ein Bauerndörfchen eine Art unentweihtes Paradies ſei, wo die Philoſophen haufenweiſe im Kittel einherwandeln und ſich fortwährend eine Sonntagsſtimmung über das Leben breite. Stutz ſchildert das Volksleben wahr und unbefangen; ältere Oberländer beſtätigen ſelber, daß es vor fünfzig oder ſechszig Jahren im Oberland ſo drollige, beſchränkte Leute noch in Menge gab, wie der Dichter ſie oft mit feinen Zügen ſchildert. Nicht im Weſen des Volkes hat er ſich vergriffen, ſondern nur in einem Mangel künſtleriſchen Sinns darin gefehlt, daß er jede Regung der Volksſeele, ohne auf ihren

ethiſchen oder poetiſchen Gehalt zu achten, für Poeſie hielt, ja, von einem Zug zum Gemeinen beherrſcht, mit Vorliebe das Engherzige, Närriſche, das dem Volksleben anhaftet, zur Darſtellung gebracht hat.

Hier bot ſich ihm die Gelegenheit, die ſtärkſte Kraft ſeiner poetiſchen Begabung zu bewähren, einen meiſterlichen Humor, der ſelbſt diejenigen zu Stutzens Leſern werden läßt, die ſich von ſeinem Naturalismus abgeſtoßen fühlen, einen Humor, der heute noch auf weite Volkskreiſe einen feſſelnden Reiz ausübt und wenigſtens in den beſſern Stutze'ſchen Dichtungen nicht künſtlich in den Stoff hineingetragen, ſondern mit feinem Sinn dem Volksleben ſelber abgelauſcht iſt.

So galt zur Zeit, als der erſte Band der Gemälde aus dem Volksleben erſchien, das Geſpräch: „S' Züſeli hät 's Wohrechriſtetum verzehrt", das durch die damalige Volksbewegung gegen die Hierarchie ein gewiſſes politiſches Relief erhielt, als ein Meiſterſtück humoriſtiſcher Dichtung und es ſei hier wenigſtens die beſonders gelungene zweite Hälfte desſelben zitiert:

Heiri und Chaſperli:

„S'Züſeli hät s'Wohrechriſtetum verzehrt."

Vater:

„Was, was häts? — s'Wohrechriſtetum verzehrt? —
Wo iſt das Hundsvudchind? — ich wills lehre
Go ge d'Büecher verzehre,
Wo händ er das Buech? — Gib's Chaſperli!
(er bringt dasſelbe, der Vater durchblättert es)
Das iſt e großi Strof! wie gſeht das Wohrechriſtetum dri!
Meh as zeh Bletter ſind drußuſe;
Und Moſe hät's, gwüß zum Gruſe,
Nei, daß i au nid früehner cho bi!
Alles iſt verriſſe! D'Nächſteliebe,
Wohri Frömmigkeit, Demut und d'Eintracht,

Alles verzehrt und voll Moſe gmacht.
Und wie's über d'Regente-n-ie Flecke g'gäh hät!
Das iſt e Strof, wie das Blatt usgfet.
D'Verlümdig, der Eigennutz und d'Herrſchſucht ſind no ganz,
Aber de Landsfriede hät en Schranz.
Ach min Gott und Vater! Wie gſeht's da aſe dri,
Er hebet nu na eme Sädeli
Gib dei e chli Schlichti, i wille z'ſämmechläube.
Geiſtliche Anfechtungen ſind no do
Zank und Uneinigkeit hebed au noh.
Aber was mi das Chind chönnt vertäube; —
Gend d'Ruete-n-ih will em defür geh."

Chaſperli (weinend):

„Jetzt hä mer kei Wohrechriſtetum meh."

Das ſchönſte Gedicht des erſten Bandes der Gemälde aus dem Volksleben und überhaupt eines der ſchönſten von Stutz iſt „Die neidiſche Chlephe", worin er, ſich ſelbſt übertreffend, auch dem ſittlichen Gehalt des Volkslebens gerecht geworden iſt, indem er die „Nagleri" in einem Drang ächt bäuerlicher Nächſtenliebe der „Chlephe", die übel über ſie geredet, einen Korb voll Obſt bringen läßt, ein Bild, das eben ſo treu als voll würzigen Humores iſt.

Neben der ſtarken realiſtiſchen Kraft und dem von jeder Sentimentalität freien Humor iſt die Art und Weiſe, wie Stutz die Sprache behandelt, ſeine kurze, knappe, bäuerlich kernhafte Mundart, wie ſie unverfälſcht aus dem Volksleben des Oberlands ſelber hervorquillt, ein beſonderer Vorzug ſeiner Dichtungen. Sie ſind Fundgruben jener treffenden, volkstümlichen Ausdrücke, welche, einen Gegenſtand nennend, ihn auch charakteriſieren, jener dem Schriftdeutſchen fremden Idiotismen, die eine beſondere Schönheit unſerer Mundart, aber leider auch im Ausſterben begriffen ſind. Kein anderer zürcheriſcher Dialektdichter mit Ausnahme Jakob

Senn's, Stutz'ens Schüler, hat in seinen Dichtungen die geistige Eigenart, ich möchte sagen den spezifischen Metallklang des Zürichdeutschen so stark und rein zum Ausdruck gebracht wie er, und dieses Bodenkräftige seiner Sprache gibt vereint mit der Treue der Bilder, seinen Gemälden eine solche Heimatstärke, daß er in dieser Hinsicht zu den bedeutendsten aller Dialektdichter gehört.

Im Spätherbst 1832 erschien ein zweiter Band der Gemälde aus dem Volksleben, dann erst noch in raschern, später in langsamern Zwischenräumen bis zum Jahr 1853 noch vier Sammlungen, welche keine wesentlich neuen Züge zur Charakteristik des Dichters boten; doch hat er im zweiten Band mit dem „dramatischen Gemälde": „Kriegsjammer oder de Heiri mueß ge Basel", durch die Einführung der dramatischen Scene in die zürcherische mundartliche Dichtung diese um ein neues Feld bereichert.

Dramen im vollen Sinn des Wortes sind nun freilich weder dieser „Kriegsjammer" noch die spätern dramatischen Stücke Stutz'ens, denn es fehlt ihnen der dramatische Nerv, das den Gesetzen der dramatischen Kunst gemäße Verknoten und Lösen der Handlung, sondern sie sind, wie es ja auch das Wesen der Mundart kaum anders gestattet, aneinandergereihte, dramatische Scenen, lose aneinandergefügte Episoden, welche nur durch die auftretenden Personen eine Einheit erlangen und mehr durch den ihnen eigenen Humor als eine spannende Handlung den Leser oder Hörer fesseln. Dennoch sind Stutz'ens dramatische Stücke heute noch nicht von den zürcherischen Dilettantenbühnen verschwunden.

Im zweiten Band der Gemälde aus dem Volksleben ist auch jenes hübsche Gedicht „Der Unzufriedene", das, als eine der besten Leistungen Stutz'ens, zwar in viele Sammlungen poetischer Musterstücke übergegangen ist, als solche aber auch hier ihr Plätzchen finden soll:

„Es hät's doch au kei Menſch ä ſo
Uff dere Welt wie-n-ich,
Ih hä's ſcho allwäg z'ſande gno
Und wirde doch nüd rich.

Und meine doch, ih huſi au,
Sä viel i immer cha.
Und was i gſeh, ſind d'Kind und d'Frau
Bim Gwüſſe bſtändig dra.

Und wot's nüd ge und wot's nüd ge,
Was das au tuſig's ſei?
Wie mueß is denn au z'ſande neh?
S' iſt doch ke Hexerei.

Wie mengem Alls am Schnüerli goht!
Und ich, ihr liebe Lüt!
Mueß huſe, werche, früh und ſpot,
Und chumme doch zu nüt.

Ach, s'Große Marx, de hät jetz ſcho
En Stier und zwo, drei Chüeh.
Und ich zwei Geißli, Jeger o!
Au gar keis öppedie.

Und 's Gigers Heiri uf der Goſ
Hät gwüß ſcho Säck voll Geld.
Nei, 's iſt doch au e große Troſ,
Daß ſo iſt uf der Welt!

Daß mänge dumm eifältig Tropf
Dei cha zu öppis cho.
Und mänge gſchide, witzig Chopf
Mueß hine-n-abe goh.

Und 's Friedlis Hans im Mätteli
Hät geſter Hauptmä g'ge
Und ich bi nu de Väledi,
Mi Frau 's Chliheiris Vree.

Ach, daß i au ſo ungſchickt bi
Und nüt ſo mache cha!
Mueß i denn au mi Lebtig ſi
Ne ſo en gſtrofte Ma?

Doch fang i wider neuli a,
Will huſe früeh und ſpot,
Und alli Bitzli z'ſämme ha,
Daß doch nüt z'nüte goht.

Denn git's es ſcho, es Säßli Chorn
Macht z'letzt es Viertel us.
Es Räppli hüt, es Räppli morn,
Git z'letzt en Guldi drus.

Denn gib i no en riche Ma,
Wenn's aſe goht, wie's ſött.
Denn wot ih alles ſchöner ha,
Ach, wenn ih's nu ſcho hätt."

Im zweiten Band iſt ferner auch die reizende, dramatiſch gehaltene Erzählung „'s Storchenegg Anneli", worin ein Landkind ſeine verwunderten Eltern mit den Eindrücken eines erſten Beſuches in der Stadt unterhält. Mit hinreißendem Humor geſchrieben, hat dieſes Stück dem Dichter die Herzen von hundert und hundert Kindern erſchloſſen und neben einigen andern ſchönen Gedichten von Stutz, wird dieſes ſeinen Namen durch den dankbaren Kindermund noch fortpflanzen in die folgenden Jahrhunderte. Er hat keinen glücklichern Griff getan.

Der dritte Band der Gemälde iſt ausgefüllt durch den „Brand von Uſter oder die Folgen verabſäumter Volksaufklärung in Wort und Tat, ein Zeitgemälde". In demſelben verſucht der Verfaſſer eine poetiſche Rechtfertigung oder wenigſtens Entſchuldigung ſeiner Landsleute, welche aus Furcht, durch die Einführung der Maſchineninduſtrie ihren Broterwerb zu verlieren, am 22. November 1832 in Uſter ein Fabrikgebäude in Flammen geſteckt hatten, und deſſen Anführer zu harten Geld- und Gefängnisſtrafen verurteilt worden waren. In vier dramatiſch gehaltenen Stücken: „Die Spinnſtube", „Die Webeſtube",

„Fabrikantennot" und „Zerstörungswut" legt er die Lage der Oberländer in den Jahren 1807, 1814, 1824 und 1830—32 dar und entwickelt daraus den Gedanken, daß die gebildeten Regenten in der Stadt durch das Versäumnis der Volksaufklärung auch einen Teil der Schuld an dem unglücklichen Ereignis tragen.

Diese umfangreiche Arbeit hat den Wert eines mit der gründlichsten Kenntnis des Volkslebens gezeichneten Culturbildes aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts und ist namentlich in der „Spinnstube" reich an humoristischem Gehalt und lebhaft wirkenden Scenen; doch haben dieser Humor und diese Scenen oft etwas über das gesunde Maß hinausgehendes Groteskes an sich.

Schon beim Erscheinen dieses Bändchens, noch mehr aber, als Stutz die folgenden drei „Gemälde aus dem Volksleben" herausgab, gewann man in seinem Leserkreis die Ueberzeugung, daß der oberländische Poet sich ausgeschrieben, ja überschrieben habe, und in der Tat atmen diese spätern mundartlichen Schöpfungen weder die Frische und Unmittelbarkeit der ersten, noch bringen sie irgendwo neue Züge des oberländischen Volkstreibens zur Darstellung, sondern seine ältern Themata in etwas veränderten Gruppirungen wieder aufnehmend, suchte Stutz darin durch noch schärfere Zeichnung und markantere Ausprägung des Drolligen, Beschränkten im Volksleben die Lachlust seiner Leser zu gewinnen. So geriet er in Inhalt und Sprache seiner späteren Dichtungen in Karrikaturen hinein, durch welche die Abneigung der Oberländer gegen ihn eine gewisse Rechtfertigung erhielt. Eine Vergleichung des „Storchenegg Anneli" im zweiten Band mit „Storchenegg Annelis zweitem Besuch in der Stadt" im sechsten Band legt den ungünstigen Unterschied zwischen Stutz'ens früherm und späterm Dichten besonders klar.

Der eng umgrenzte Stoffkreis des oberländischen Volks-

lebens, innerhalb deſſen ſich die Poeſie Stutz'ens bewegte, reichte für ein ſo fruchtbares und langes Dichterleben wie das ſeine nicht aus, ſeine dürftige Bildung gab ihm die Freiheit nicht, mit Glück nach andern Gebieten überzugreifen, und ſo erlebte er das Traurige eines Dichterdaſeins in abſteigender Linie.

Auch Stutz'ens äußeres Schickſal hat einen ſtarken tragiſchen Zug. Weder ſeinem erſten Verleger, David Bürkli, der den werdenden Dichter, die damaligen und jetzigen Zürcherverlagsverhältniſſe in Berückſichtigung gezogen, außerordentlich honorirte, noch ſeinem väterlichen Freunde, Thomas Scherr, vermochte er Treue zu halten, ſondern wandte ſich bald ohne Gründe von ihnen ab. Nachdem der letztere vom Blindeninſtitut zu Zürich an das Lehrerſeminar zu Küsnacht übergetreten war, wurde Stutz im Jahr 1836 Lehrer an einer Privaterziehungsanſtalt zu Schwellbrunn im Appenzellerland und als Frucht dieſes Aufenthalts erſchienen 1841 die „Winterabende in Schwellbrunn", eine Sammlung dramatiſcher Spiele für Kinder und Erwachſene. Doch im Herbſt 1841 führte ihn das Heimweh nach den Oberlandsbergen und ihrem Völklein in die Heimat zurück und einem phantaſtiſchen, aber tief in ſeinem Weſen begründeten Hang zur Einſamkeit nachgebend, ließ er ſich auf dem Heimweſen einer verwittweten Schweſter zu Matt bei Sternenberg eine Klauſe bauen.

Hier in ſeinem „Jakobszell" lebte er anderthalb Jahrzehnte lang als Einſiedler in eine Mönchskutte gekleidet vor einem mit ewigem Licht und Todtenſchädel ausgeſtatteten Altar. Die Pflege eines Gärtchens, worin er das mit einem kleinen Denkmal gezierte Grab eines Vögelchens, zum großen Aerger der frommen Sternenberger unter religiöſen Ceremonien hegte, Dichterträume, religiöſe Betrachtungen und philantropiſche Verſuche mit ein paar Jünglingen von Sternenberg, die das allgemeine Mißtrauen gegen ihn nicht teilten,

ſowie die Gründung einer oberländiſchen Dichterſchule füllten das Leben des ſeltſamen Heiligen aus, der ſeine Arbeiten am liebſten im Mondſchein der Mitternacht ſchrieb.

Gemeinſam mit den Zöglingen ſeiner Dichterſchule, unter denen Jakob Meſſikommer von Stegen-Wetzikon ſpäter als Antiquar und Altertumsforſcher einen weit über ſeine Heimat hinausreichenden Ruf erlangte, während Jakob Senn aus Fiſchental und Joh. Ulrich Furrer aus Sternenberg, beachtenswerte zürcheriſch-mundartliche Sänger wurden, gab er vom Jahr 1850 an eine Zeitſchrift: „Ernſte und heitere Bilder aus dem Leben des Volkes“ heraus.

Außerdem ſchrieb Stutz in dieſer Zeit unter dem Titel: „Sieben Mal ſieben Jahre aus meinem Leben“ eine Art Selbſtſchau, welche vielleicht ſein bedeutendſtes Werk iſt und den Zweck ſeiner Gemälde, weitern Kreiſen eine Kenntnis des oberländiſchen Volkslebens zu vermitteln, in höherem Grade erreicht hat, als dieſe ſelbſt.

Beſonders wertvoll ſind darin die Einlagen alter balladenartiger Volkslieder, wie ſie zu ſeiner Jugendzeit noch im Volksmunde lebten. Doch muß zu denſelben, wie auch zu den etwas ſpärlicher in ſeine Dichtungen eingelegten, bemerkt werden, daß ſie, wo das Gedächtnis Stutz nicht treu war und manchmal auch aus bloßem Eigenwillen des Dichters, von ihm Umdichtungen und Ergänzungen erfahren haben.

Trotzdem Stutz in ſeinen „Sieben Mal Sieben Jahren“ nicht von Selbſtbeſpiegelung und Vertuſchungen freigeſprochen werden darf, ſo kann man doch das Buch, das lebhaft an die einſt weitverbreitete Volksſchrift: „Der arme Mann aus dem Tockenburg“, ja, ohne ihn an pſychologiſcher Tiefe und Schönheit der Darſtellung zu erreichen, an den erſten Teil des berühmten Gottfried Keller'ſchen Romans: „Der grüne Heinrich“ erinnert, nicht leſen, ohne daß ſich einem die

Ueberzeugung aufdrängt, daß Stutz die Anlagen zu einem vollen, ächten Dichter beſaß, und ohne inniges Bedauern, daß eine ungenügende Gemütsbildung und mangelnde Selbſtzucht dieſen Dichter zu Fall gebracht hat.

Eine ganz niedere moraliſche Verirrung — doch überſchlagen wir dieſes Kapitel — genug, Ende der Fünfziger Jahre war Stutz ein gerichteter, verachteter Mann. Zwanzig Jahre lang trug er dieſen Fluch und hat hart gebüßt für eine kurze Schuld.

Sein Lebensende verbrachte der gefallene Dichtergreis bei einer ihm verwandten Familie zu Bettsweil-Bärentsweil, welche ſich mit einer humanen Behandlung des alten Mannes, dem die Volksgenoſſen wegen ſeiner Gedichte, wegen ſeines originellen Weſens und wegen ſeiner Selbſtverſchuldung wenig Anteil entgegenbrachten, einen Gotteslohn um ihn erwarb.

Einige ſpärliche Freunde waren Stutz in der Einöde des Alters dennoch geblieben, und für ihre Teilnahme zeigte er ſich ſtets unendlich dankbar.

„Rührend war es“, ſo verſicherte mich einer dieſer Freunde, „welch ein Feuer in dem verblödenden Greis auflebte, wenn wir bei einer guten Flaſche Wein auf ſeine Jugend oder ſein Dichten zu ſprechen kamen. Da flammte es in den tiefliegenden Augen des Alten wie Wetterſchein, und wie ein Rhapſode der Vorzeit ſprach er, von einem anfänglichen Murmeln bis zur ausdrucksvollſten Rezitation ſteigend, die vergeſſenen, nirgends aufgeſchriebenen Volkslieder der heimiſchen Berge, bis ihn plötzlich bang und wild das Weh ſeines gebrochenen Daſeins überkam, und die Tränen über ſein gefurchtes Antlitz niederrieſelten.“

Stutz'ens ſchönſtes Gedicht entſtand, als er einmal an ſeinem Namenstag von ſeiner Schweſter einen Kranz von Feldblumen erhielt, die auf den Aeckern und Wieſen ſeines Vaterhauſes gewachſen waren. Es dürfte in der ganzen

deutſchen Literatur kaum ein Gedicht zu finden ſein, das anſchaulicher, gemütstiefer und rührender das Glück ſeliger Kindheit preiſt, als ſeine „Blumen aus der Heimat“ mit dem wehmütigen Schluß:

„Blueme vo heime! Wärs mügli emol,
Blüeted er doch uf mim Grab!
Blibt mer en Stünd, bis mis Stündli wird ſchlo,
Bitti, ſo ſetz mer und pflanz mer doch no
Blueme vo heime uf's Grab.“

Der Wunſch des glühenden Dichterherzens iſt erfüllt, Blumen der Heimat blühen mild und verſöhnend über einem Leben voll Schuld und Sühne, über einem Dichterwallen, von dem im vollſten Sinn das Harfnerlied Göthe's gilt:

„Ihr führt ins Leben ihn hinein
Und laßt den Aermſten ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.“

Im Lauf der Jahre hat ſich auch im Oberland das Urteil über Stutz gemildert und in vielen Hütten und Häuſern dieſer ſchönen Berggegend freut man ſich jetzt ſeiner Werke.

August Corrodi.*)

Züridütsch! Dich grüez i wider mit freudigem Herze.
August Corrodi.

In dem städtisch verfeinerten Dialekt des gebildeten Bürgerhauses Zürichs, der auf Kosten seiner urwüchsigen Kraft sich eine gewisse Grazie erworben, hat Martin Usteri, in der kernhaft derben Sprache der Oberlandsberge Jakob Stutz dem Zürchervolk die Kränze der heimatlichen Poesie gewunden. Aus dem Dialekt Winterthurs quoll die mundartliche Dichtung August Corrodi's empor.

Der Klang dieses Dichternamens erinnert uns an den Wohllaut des Südens; aus dem Süden sind auch die Corrodi im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Zürich eingewandert, haben aber das südländische Wesen bald abgelegt, sind Stadtbürger, Pfarrer und Maler, und wie die Sage geht, manchmal auch Käuze geworden.

Wie die Wurzeln von Usteri's Dichterleben, so gehen auch diejenigen des Corrodi'schen in das behäbige, gebildete Bürgerhaus Zürichs zurück. Dort wurde August Corrodi am 27. Januar 1827 in der Schipfe, jenem vom Rauch der Jahrhunderte geschwärzten Quartier zwischen Lindenhof und Limmat, geboren. Sein Vater, der damalige Pfarrer zu

*) Quellen: Corrodi's Werke. Nekrolog der „Neuen Zürcher-Zeitung" 1885. Mündliche Mitteilungen.

Uitikon, ſiedelte indes ſchon im folgenden Jahre nach Töß über, wo der ehrwürdige, gütige Mann während mehr als vier Jahrzehnten in treuer Pflichterfüllung ſeinem Berufe lebte, und der kleine Auguſt im Sonnenſchein eines ländlichen Natur-, Bauern- und Pfarrhauslebens ſeine Jugend zubrachte.

Wie Göthe ſo führt auch Corrodi ſeine poetiſche Ader auf ſeine Mutter zurück. Henriette Rahn war eine zarte, gemütvolle Frau, welche bei ihrem frühzeitigen Tod eine Anzahl tief empfundener, auch in der Form hübſcher Gedichte hinterließ. Doch auch Corrodi's Vater beſaß, wie es eine Reihe kleiner, von ihm herausgegebener Jugendſchriften belegen, einen reichen Fond dichteriſchen Fühlens, und wie ſeine Pfarrkinder bezeugen, einen Zug ſinnigen Humors, deſſen fröhliche Wellen hin und wieder den Ernſt ſeines Unterrichts auf die liebenswürdigſte Weiſe unterbrachen.

Unter der zweiten Gattin des Pfarrers Corrodi, welche dem frühverwaiſten Knaben eine überaus zärtliche Stiefmutter war, hatte das Pfarrhaus zu Töß weit und breit bei den Amtsgenoſſen und ſchöngeiſtigen Freunden des Pfarrers einen vorzüglichen Ruf als Stätte geiſtig gehobener Geſelligkeit und leutſeliger Gaſtfreundſchaft. Dieſes geſellſchaftliche Leben regte in dem kleinen Auguſt, der das einzige Kind des Pfarrers war und blieb, die Gabe der Unterhaltung, des leichten Faſſens und des Witzes mächtig an. Durch ſeinen fröhlichen, frohen Sinn, ſein aufgewecktes Weſen und ſeine friſchen, freien Liedervorträge wurde er der Liebling aller derer, welche im Pfarrhaus verkehrten, allein auch das „enfant gâté“ desſelben. Als ſolches verwandelte er, der durch ein Erbteil ſeiner Mutter mit einer ſeltſamen nervöſen Reizbarkeit behaftet war, das ruhſame Idyll des elterlichen Heims nicht ſelten durch ſtürmiſche Ausbrüche ſeines trotzigen Sinns zu dramatiſch bewegter Scene. Da die Eltern eben dieſe nervöſe Eigenart ſchonten, ſo viel es ihnen möglich war, und

ſeinen Launen, ſeinem Mutwillen den weiteſten Spielraum gewährten, hatte Corrodi in ſeiner Jugend das ſeltene Glück einer im Guten und Schlimmen faſt vollſtändig freien Entfaltung ſeiner geiſtigen Kräfte.

Im Dorfleben von Töß, das in der Jugendzeit des Dichters noch eine Ortſchaft von unverwiſcht bäuerlichem Gepräge war und ſich erſt in den folgenden Jahrzehnten zu einem hübſchen, lebhaften Induſtrieort entwickelte, fand Corrodi eine Reihe jener Geſtalten, welche er in ſeinen Dichtungen dargeſtellt hat, im ſchönen Kreuzgang und in den halbdunkeln Hallen des alten, verlaſſenen Nonnenkloſters, in deſſen umgebauten Räumen jetzt ein Arbeiterbataillon an den Werkbänken ſteht, die Maſchinen ſauſen, die Krahnen ächzen und nur noch der Kloſterbrunnen von alter Romantik plaudert, befruchtete ſich ſeine Phantaſie und ſein Sinn für das Märchenhafte, der ſo wunderlich durch ſeine Dichtungen zuckt und in den dunkeln Bergforſten, welche das Talbecken von Töß umkränzen, ging ſeinem Gemüt jene innige Liebe zur Natur und zum Wald im Beſonderen auf, von deſſen Duft, von deſſen Kühle und ſpielenden Lichtern er ſich in ſeiner Poeſie nie hat trennen können.

In der Dorfſchule trieb Corrodi Schabernack um Schabernack, im Gymnaſium zu Winterthur und Zürich war er einer der keckſten Zöglinge, ſöhnte aber überall ſeine Lehrer durch ſeine glänzenden Talente und eine gewinnende Güte des Herzens aus.

Im Frühjahr 1845 ſchrieb ſich Auguſt Corrodi als Student der Theologie an der Univerſität zu Zürich ein und folgte dabei einem Lieblingsgedanken ſeines Vaters, der in ſeinem Sohn ein neues Glied an jene lange Reihe von Pfarrherren fügen wollte, die aus dem Geſchlecht der Corrodi hervorgegangen waren. Eine Weile ſchien es in der Tat, als ob das Studium der Theologie im Geiſte Auguſt Corrodi's alle

andern Neigungen beſiegt habe, doch bald teilten Fauſt und Shakeſpeare mit den alten Kirchenvätern das Feld, der Theologieſtudent trieb Anatomie, zeichnete zuweilen auf Leinwand, zuweilen auch ins Collegienheft und ein hochgewachſener, ſchöner Mann mit blitzenden Augen und wallendem Haar, begabt mit einer herrlichen Singſtimme, mit einer humoriſtiſchen, dichteriſchen Ader und hervorragendem Unterhaltungstalent, wurde er in den Strudel des akademiſchen Lebens gezogen. Raſch ſchlug auch die junge Liebe den vor Lebensmut und Lebenskraft ſtrahlenden Jüngling in ihre Bande, ſo daß er ſchon im Herbſt 1845 auf den Wunſch ſeines Vaters das Univerſitätsſtudium in Zürich an das ſtillere, ſtrengere in Baſel tauſchte. Dort begrub er in ſeinen erſten, weichlichen Liedern ſeine erſte Leidenſchaft, doch bald auch im Studium der Literatur dasjenige der Theologie, was den Eltern daheim in Töß ein tiefes Herzeleid bereitete.

Aus einer Zeit geiſtiger Bedrängnis voll quälenden Taſtens und Suchens heraus rettete ſich Corrodi nach München, wo er, ähnlich wie Gottfried Keller, ſich zum Maler auszubilden gedachte und darüber zum Dichter wurde. Nach einigen Jahren, während welcher Corrodi „zwiſchen den klaſſiſchen Werken der Plaſtik und denen der Schrift lieblich abwechſelnd“, ein anmutiges Leben führte, und die akademiſchen Freiheiten in vollen Zügen genoß, kehrte Corrodi, im Glauben an ſein maleriſches Talent tief erſchüttert, in die Heimat zurück und wurde im Jahre 1851 Dichter und Jugendſchriftſteller.

In ſeinen Aufenthalten zwiſchen dem väterlichen Pfarrhaus zu Töß und St. Gallen, das dem naturſinnigen Künſtler wegen der Nähe der fröhlichen Appenzellerberge beſonders lieb war, ruhelos wechſelnd und dabei den tiefern Sorgen des Lebens mit dem Inſtinkt einer heitern Dichterſeele aus dem Wege gehend, lebte Corrodi nun zwölf Jahre lang, nur ſein Dichten und Schriftſtellern zum Brotkorb, eine „jubel-

volle Zeit". So viele Jahre, so viele Bändchen Jugendschriften und dazwischen hinein „Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand" und die drei mundartlichen Idyllen: „De Herr Professor", „De Herr Vikari", und „De Herr Doktor". Doch fand er daneben auch noch Muße genug, mit Viktor Scheffel, dem frischkecken Dichter des „Ekkehard" und launigen Sänger des „Gaudeamus", durch die Berge des Appenzellerlandes zu schweifen, mit befreundeten Musikern zu singen und je nach Stimmung die Feder mit dem Zeichnungsstift zu vertauschen.

Feder und Zeichnungsstift! — Sie sind in Corrodis Wesen in lebenslangem Widerstreit mit einander gelegen. Wenn sie der Künstler auch hie und da in seinen Kinderschriften zu wirkungsvollem Zusammenarbeiten zwang und seine illustrirten Kinderbücher, wie „Schloß Waldegg und seine Bewohner" und „Deutsche Reime und Rätsel" erst durch die Gestaltungskraft seiner zeichnenden Hand zu besondern Lieblingen der Jugend geworden sind, so war es doch für sein dichterisches Schaffen ein Verhängnis, daß er ihm nie seine ganze Treue zugewandt, daß immer wieder der Maler den Dichter an den einmal begonnenen Arbeiten störte und darum Corrodi nie das Geheimnis höchsten künstlerischen Schaffens, die Concentration auf eine Einheit, fand.

Dennoch gehören seine Jugend- und Waldschriften: „Dur und Moll", „Ein Buch ohne Titel", „Waldleben", „Ernste Absichten", „Ferientage auf Onkels Schloß", „Aus Wald und Feld", „Aus jungen Tagen", neben dem vorgenannten „Schloß Waldegg und seine Bewohner" zu den reizendsten Hervorbringungen dieser Literaturgattung, denn aus ihnen spricht nicht die Reflexion, sondern eine wunderbar üppige Phantasie voll schöpferischer Fülle und ein geradezu elementares Naturgefühl zur Phantasie und zum Gefühl des Lesers.

Jede der Jugendſchriften Corrodi's iſt ein Ritt ins „romantiſche Land", wo dem nüchternen Sinn der Atem ausgeht, der Zauber des Märchens ſelbſt die todten Dinge beſeelt, ein ſeltſamer Traumſinn aus Menſchen- und Blumenaugen ſchaut, Heuſchrecken Tagebücher ſchreiben, Kobolde und Mäuſemütterlein ihr tollſinniges Weſen treiben, der ſchalkhafte Humor voll kindlicher Naivität im Geſträuche kichert, der Witz wie Sonnenfunken durch das Halbdunkel ſpringt, bald nah, bald fern ein Narrenglöcklein klingelt.

Allein die Kinder, welche in der Märchenwelt und Märchenſtimmung der Corrodi'ſchen Erzählungen bald mutwillig, bald holdſelig gut, bald eigenſinnig, immer aber kindlich ſchalten und walten, ſind keine Märchengeſtalten, ſondern Kinder wie ſie zu Stadt und Land ſich in allen Häuſern finden, wahrhaftige, wirkliche Kinder voll realiſtiſchen Lebens, und dieſen Realismus der Kinderwelt bringt er in den meiſten dieſer loſen Geſchichten mit der Romantik des Märchens ſo leicht und ſo natürlich in Verbindung, daß es der Leſer ſelbſt kaum merkt, wie er von der harten Scholle der Wirklichkeit mit feinem Ruck auf den Blumenteppich des Märchens hinübergleitet.

Jede dieſer glücklichen Kinderidyllen iſt zugleich auch ein Naturidyll voll wunderſamen Duftes, denn Corrodi, der ſeine erſten „Lieder" (1853) Eichendorff, dem Sänger des deutſchen Waldes, gewidmet, war einer jener Glücklichen, die es immerdar, in Jugend und Alter, in guten und in böſen Stunden, mit der Natur und beſonders mit dem Wald gehalten, der ihm der beſte Freund, die liebſte Andachtskapelle und Troſteinſamkeit war.

„Wen jemals hat ſo recht durchfacht
Waldlebens ſtolze Wunderpracht
Im Winterſturm, im Lenzgeflüſter,
Im Sonnenglanz, im Wetterdüſter,

Weß Geist getreu vermag zu lauschen
Den tausend wunderlichen Klängen,
Dem Immentönen, Quellenrauschen,
Der Vögel bunten Wechselsängen,
— — — — — — — — — — — —
— Reifere Schätze bringt er heim
Als Mancher, der mit Reisehast
Auf Dampfesroß die Welt durchrast.
— — — — — — — — — — — —
Der Tannenduft, so würzig rein,
Heilt Balsam gleich. O, glaubts, ihr Lieben,
Erfahren ist, was da geschrieben "

Kaum ein anderer Dichter hat so wie Corrodi, der übrigens auch als kenntnisreicher Forscher der Natur und besonders ihrem Pflanzenleben nahe stand, in seinen Werken einen solchen Waldkultus von fast religiöser Innigkeit getrieben und durch das Medium eines scharfblickenden Künstlerauges die Gestalten desselben so liebevoll und treu in seine Idyllen hineingezeichnet.

„Blendend flimmert der Mittag über dem Hochwald; wie im Traume stehen die Tannen und müde rinnen die kargen Wellen des Baches durch die Schluchten und die Binsen der heißen Lichtung hinab."

So zeichnet er im ersten Satz seines „Waldlebens" mit wenig Worten und doch vollständig eine ganze Waldlandschaft.

Und treibt Corrodi die romantische Jugendlust auch hin und wieder über das künstlerische und für die Jugend wolgetane Maß hinaus und leiden seine Kinder- und Waldschriften manchmal an einer Corrodi eigentümlichen Zerfahrenheit der Composition, so verdienen sie doch wegen der Plastik ihrer Bilder und Scenen, der scharfbestimmten Charakterzeichnung, wegen des frischen, waldursprünglichen Tons und ihrer gesunden Tendenz, die Jugend zum Genuß der Natur, als dem Born der reinsten Freuden und des reinsten Lebensglückes

hinzuführen, nicht das Schickſal des Vergeſſenſeins, dem ſie anheimgefallen ſind; ſondern wären es wert, daß ein rühriger Verleger ſie auf's Neue in die Jugend verbreiten würde.

Die gleiche Stärke des Naturempfindens wie durch ſeine Jugend- und Waldſchriften glutet durch ſeine „Reiſebriefe aus der Schweiz und Mailand", welche im Jahr 1857 erſchienen ſind. Man kann dieſes Buch nicht leſen, ohne daß ſich einem die Bruſt mit einem tiefen Heimweh nach den Bergen füllt, denn da jauchzen in Schilderungen, welche nur ein Dichter ſchreiben konnte, der das Hochgebirge mit den Augen eines Malers ſah, die Dithyramben auf die Bergwelt wie Sennenjodler, da rauſcht's wie in den Alpen ſelbſt von verborgenen Strömen des Lebens und blühen die Blumen der Bergweiden, die lieben, zarten in herrlicher Poeſie.

Allein ſo bedeutend Corrodi's Kinder- und Reiſeſchriften ſind, ſeinen Schriftſteller- und Dichternamen hat er ſich doch zumeiſt durch ſeine Dialektſtücke erworben. Sie ſind Meiſterleiſtungen der Volkszeichnung und entſchädigen für jene der Gattung des Idylls nun einmal anhaftende Breite, ſowie für einen gewiſſen Mangel an künſtleriſcher Oekonomie und Abrundung durch feine Pſychologie der Geſtalten und die plaſtiſche Kraft der Scenen.

Als erſtes dieſer Dialektſtücke erſchien 1857: „De Herr Profeſſer", Idyll us em Züripiet."

Durch den Tannwald geht ein Profeſſor auf ſeiner Ferien- und Forſchungsreiſe.

„Luegen nu a vom Chopf bis zum Süeßen: es iſch en Profeſſer,
S'iſch en Profeſſer, luegen nu a, es fehlt ſi ke Tüpfli,
Und zwar eine von gſchidere na; er treit der di ganz Welt
Underem chäfergarnierte Huet. De weiß der z'verzelle
Vo de Löcheren am Himmel, wo's e kei Sterne
Hät, und wo me cha hinderegüggslen i d'Ebigkeit uſe,

Bis zum munzigſte Würmli, wo imene Tröpfli Waſſer
flotſchet — — — — — — — — — — — — — —"

Wie er aus dem Tann tritt, liegt die ganze Pracht des von der Abendſonne beleuchteten Alpenkranzes vor ihm.

„— — — — — — — — es ſtiigt em e liebi Erinnrig
Uf i ſim Herze a fern. Zwar iſches leider verfloge
Wie nen Rauch i der Luft: en engliſches Meitli iſch es gſy
Schön wie de Tag und ſtolz wie d'Sunn und gſtechig wie Wyßdorn."

Gedankenvoll geht er, bis ein dahinflatternder Schmetterling ſeinen Sammeleifer erregt, und er, denſelben verfolgend, durch einen Sturz in einen Graben

„Tüf i Brunnechreß, Bachbumbele, Brunneſtriitli"

den Fuß verſtaucht. Doch die Hülfe iſt nah;

„Würkli, e kei übli Hülf, wo da chunnt mit Gable und Reche!
Wie nes Vögeli liecht und ſe bruun wie eizügigs Huusbrot,
Chunnt us den Erle es Meitli fürre. — — — — chnület
Aben is Gras und büütet em d'Hand — — — — — — —
— — — — — — — — — und ſchlinggeten uſe ufs Troche."

An der Hand des Mädchens ſchleppt er ſich ins Dorf, wo er bei ſeinem Onkel „Kantonsrat" liebevolle Aufnahme und Pflege findet, doch: „d'Rueh iſch verbi".

„S'iſt em uf eimal e gſpäßigs Gſücht is Herz inne gſchoſſe,
Stiftet em böſe Verwirrig, — — — — — — — — — — —
— — — — — — verſchwemmt em die fruchtbarſte Grundſätz ....
Ja, da hämmer's halt wieder, das iſch ja die uralt Lire, — —
Treiſch du e Liebi im Herz, ſo überwucheret ſie der
Alles im Schwick bis über de Chopf mit Roſen und Roſe."

Doch während die Träume des Profeſſors von Zukunft und Hochzeitsreiſe nach einigen Wochen in dem Ausruf gipfeln:

„O Anneli, Anneli, das wird au ſy, i därf nid dra denke"

hat bereits das Dorfgeſpräch von Anneli und dem Profeſſor drei Burſchen des Dorfes, welche ihre Augen auf das liebliche Mädchen gerichtet haben, aus ihrer Ruhe aufgetrieben, „'s Heimgartners Chaſper", „de Schloßbueb" und „de Studehusheiri",

„— — — — en prächtige Kerl, er iſt alliwil gliichlig,
Still und ſchüüch; aber z'friede — — — — — — — —."

Während die andern beiden rohe Burſchen ſind und ſich dem Mädchen aufdrängen wollen, iſt de „Studehuusheiri" voll ſcheuer Zurückhaltung, doch als die beiden erſtern einmal dem Mädchen den Weg verſperren, da weicht dieſe Zurückhaltung, „Heiri" eilt der Bedrohten zu Hülfe, und nachdem er den Strauß mit den Beiden ehrenvoll beſtanden,

„Da nimmt's em de Chopf i beed Händ, ſchüttled en luſtig und
Lueget en a mit der ganze Liebi. — — — — — —"

Wie es der Kantonsrat, der Onkel des Profeſſors, kommen geſehen, die beiden Herzen finden ſich; kaum aber iſt die Kunde ins Dorf gedrungen, ſo wandert

„Dunnen im Wald en einſame Ma mit der Botaniſierbüchs
Surt und furt is Tal durab, hät d'Auge voll Waſſer,
Triffſchten a, ſo kennſt e woll — es iſch de Profeſſer."

Im Jahr 1859 erſchien „De Herr Vikari, e Winteridyll uſem Züripiet", um deſſen einfache Fabel ſich der Humor Corrodi's in zierlichen Versranken ſchlingt, durch deſſen behaglich breite Anlage Geſtalten voll pſychologiſcher Wahrheit und individuellen Lebens wandeln und ſich ein reizendes Genrebild ans andere reiht.

Ein alter Pfarrherr iſt ein ausgeſprochener Feind alles Neuen, duldet in ſeinem Haus nur Gellert's Fabeln und den Kalender als Lektüre und kann ſich erſt in der äußerſten Not entſchließen, einen Vikar in ſeine Familie aufzunehmen.

Darum hat dieſer im Anfang im Pfarrhaus einen gar ſchwierigen Stand, doch

„— — — — — — — — er hät drei Töchtere gfunde
Mit ere ſeeleguete Mama, won erſchröckli froh gſy
Sind, daß e neus Element i ſtattlicher, ſchöner Erſchinig
Dur dä Vikari is Huus cho iſcht, und is balge und hueſte
Hueſten und balgen en Abwechslig bbracht und au allerlei neus gwüßt
Hät us der Welt, us der Literatur, won au herrlichi Büecher
Bbracht hät us neuere Zite — — — — — — — — — —."

So kommt es denn, daß Clara, die älteſte der drei Töchter, bald in Jean Paul's Werken ſchwärmt, Mary, die zweitälteſte, Eichendorff'ſche Lieder ſingt und ſelbſt die gute Frau Pfarrerin im Verſtohlenen A. Stifter lieſt.

Als der Pfarrer ſtirbt, wird der Vikar, ein Mann von aufgeſchloſſenem Naturſinn, literariſcher Bildung und vorzüglicher Predigergabe, die Stütze der Familie;

„Aber es iſt eben en eigeni Sach mit dem tufigs Vikari.
Alliwil blibt er ſie glichlich und tuet wien en eltere Brüeder,
Zeichnet e keini von Töchteren us, weder Clara no s'Mary
(S'Emmeli iſt na es Chind) und doch hät d'Frau Pfarrer ſichri Bricht,
Daß er ſuſcht i der Serni bſtimmt na niene nüt liebs hät.
Derigs merkt me an Briefe wo chömmed; kei wiplichi Handſchrift,
Nie na e gſpitzlets Couvert und na gar nie blüemleti Zeltli
Sind an Vikari igloffe, nu luuter männlichi Handſchrift.
S'Mary hät's au ſcho probiert und mit liſtigem Fröglen und Förſchle,
Was es im Fundament verſtaht, de Vikar welle fange.
Aber s'iſt Alles umſunſt, de Vikar lueget ſo ehrli,
Lueget ſo offe i d'Welt und verrennt ſi ſo gar ekes bitzli,
Ja daß me würkli mit Grund cha bezwifle, er heb ſcho es Schätzli."

Darum lieben ihn die beiden Pfarrerstöchter, die, wenn auch in ihrem Weſen ganz von einander verſchieden, doch ſehr hübſch ſind — Clara, die ältere:

„Staht ſi der nid wie nes Eſchli da, eſo ſchlank und ſo zierli?
— — — — — — — — — — Gang ſuech mer es paar ſo
Glänzig poetiſchi Auge, ſo ſchwarz und ſo ſtill und ſo ſinned,
Suech mer es Gſichtli ſo fiin und lieblicher gformet as das da.
— — — — — — — Und gſchau mer iez 's Schwöſterli Mary,
Grad e ſo ſchlank, nu es bitzeli chliner und voller as d'Schwöſter,
Aber es Queckſilberhexli voll Süür, Muetwillen und Poſſe,
Het au die gliichligen Auge wie Clara, nu lüchted ſie anderſt,
Friſcher i d'Welt und es Bitzeli Trotz und eigne Wille
Sitzt i dem luſtige Näsli und ſpielt're um Stirnen und Lippe."

In lieblichem Frieden wohnen die beiden Schweſtern mit ihrer „Mama" beiſammen, die keine andere Sorge als diejenige für ihre Kinder kennt und keinen höhern Wunſch hat, als im Pfarrhaus, wo ſie zwanzig Jahre gelebt, bleiben und ihre Tage beſchließen zu dürfen; nur einen Punkt gibt es, über den Clara und Mary gegeneinander und gegen die Mutter ſchweigen: „De Vikaripunkt".

Endlich löſen die Weihnacht, das liebliche Feſt, die feurige Weihnachtspredigt des Vikars und ein gemeinſamer Spaziergang durch die Winterlandſchaft den Bann, und in der letzten Stunde des Jahres werden Clara und der Vikari ein glückliches Paar, während die leichterbewegliche Mary die Verlobte „Walders", eines Freundes der Pfarrfamilie, wird, ſo daß im folgenden Frühjahr zwei fröhliche Päärchen zum Sechſeläuten nach Zürich fahren.

„De Herr Dokter", eine Herbſtidylle, welche im Jahr 1860 erſchien, reiht ſich in ihrer Friſche und Lebendigkeit den vorigen zwei ebenbürtig an, indem ſie eine ächte, tiefe Jugendliebe über eine raſche Neigung, die der Sohn eines ländlichen Arztes auf der Univerſität zu Prag zu einer dortigen jungen Dame gefaßt, und über einen auf großes Vermögen abzielenden Mutterwunſch triumphiren läßt. Namentlich der Vater und die jungfräulich herbe Hedwig, ſowie die Nebenfigur Gritli's, des „Aargäuer Meitli's", auf die ein

Teil der Poeſie Hedwigs wie Sonnenleuchten hinüberreflexirt, ſind Charaktere von einer Lebenstüchtigkeit, welche erhebend auf das Gemüt des Leſers wirkt.

Einen ſinnigen Kranz hat Corrodi in dieſem Idyll der ſchweizeriſchen Heimatliebe gewunden, indem er den jungen Arzt bei ſeiner Rückkehr aus der Fremde ausrufen läßt:

Heimet, Heimet, du laaſt nid los! — Mit heimliche Gwalte
Zahſt eim d'Sinnen und 's Herz; und chömm mä vom Paradys her,
Seig män ummegſchwamplet uf gruuſam gwälligem Wältmeer,
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Heimet, i ſäge, de laaſt nid los! — Mit heimliche Mächte
Hebſt ein immer am Bändel, wie d' Mueter s' Chind am e Schnupftuech,
Gaht men uſen i d'Wält, was giſt eim mit na bim Abſchid?
Heiwehſame ſtreuſt eim i's Herz, e heimlichi Hampfle.
Saht er au nid grad z'chymen a, nu, ſe wartet er d' Zyt ab,
Eis Jahr, zwei oder zächni; denn faht's a drucken und ſchürge
Schwellen und wahlen im Herz, dänn trybet die Chymli i d' Höchi,
Gnehrt vom Tau der Erinnrig a hei, vo chumbrigem Räge,
Unglückbläſchten und was es dänn ſei — es ſetzt ſi es Geiſtli
Z'Nacht zu dim Bett, ſchwätzt ſchwizerdütſch, verzellt der vo heime,
Zeiget der Vatter und Mueter und was d'diheime na Liebs häſt,
Maalet der d' Schneeberg vor und z'oberſt uf luftiger Zinne
Schynt 's wyß Chrüz im rote Säld und winkt der vo wytem.
Ach wie loſiſt und luegiſt ſo gern, und am Morge, wänn d' ufſtahſt,
Treiſt din Traum in bländede Tag und vergiſſiſt e zmitzet
Underem Handlen und Jagen und Spekuliere, Studiere,
Maalen und Achere nid — und ſo gaht's wyters und wyters
Bis d'dis Bündeli ſchnüerſt, bis d'über de waldige Gränze
D'Schneeberg güggele g'ſehſt, bis d'äntli über de Grabe
Gumpiſt und juchzed de Huet i vatterländiſchi Luft wirfſt,
Bis d'diheime bim Müeterli ſitziſt und äng um de Tiſchfueß
D'Bei verchrangliſt und bis d' 's erſtmal i der Heimet häſt gſchlafe;
D'Auge rybſt und die ſtreckſt, mit urbihagliche Blicke
D' Chammer gſchauiſt und ſeiſt! „Ja wäger, da wärid mer wieder!
'S ſtaht na Alles am glychligen Ort, wie do, won i furt bi."

Corrodis Dichtungen feſſeln nicht allein durch die Gewandtheit der Charakteriſtik, welche mit ſicherm Griff das Individuelle, das Geſunde, das Kräftige aus dem Volksleben heraushebt, ſondern weſentlich auch durch die lauten und leiſen Töne der heimatlichen Natur, die in das Fröhliche und Tiefſinnige, Schalkhafte und Phantaſievolle ſeiner Menſchendarſtellung hineinklingen, und um dieſe einen prächtigen Rahmen alemanniſchen Naturlebens winden.

Weder Uſteri noch Stutz haben ſo volle Naturklänge und Naturbilder wie Corrodi gefunden, ja die Schilderung eines Gewitters im Wald, welche das Idyll: „De Herr Profeſſer" enthält, iſt ein ebenbürtiges mundartliches Gegenſtück zu Gottfried Keller's „Eichwald", dieſem klaſſiſchen Muſter beſchreibender Naturpoeſie.

„Hinderem Albis ſtill und ſchwer chrüücht uſen es Wätter;
Hinderem Hörnli tinteſchwarz chrüücht eis em etgege;
'S ſacket ſi überem Rhy, es ſacket ſie dinnen in Berge.
D' Sunn bländet und ſticht; alsgmach gönd Wulchen iez drüber.
Lueg, gegem Irchel wätteret 's ſcho, im Schwobeland uſſe
Schynt na d' Sunne, es ſchüüßt au en Strahl na uf s' Hörnli's Steiwand;
Und wie ſie d'Wulche druckед, ſo ſind au die nächere Wälder
Öppedie na glänzig im Liecht; me cha d' Bletter erchänne
Det vor der ŋſefarbige Wand — iez ſinket ſ' in Schatte.
'S gaht kes Lüftli, es ſingt kes Sinkli und tüüf überm Bode
Schüßed d' Spyre her und hy und gryned und gyred.
Heiße Harzgruch ziet dur d' Tannen und öppedie chunnt's eim
An ere gholzete Stell wie us emen Ofen etgege.
Alles iſt ruehig und wartet; nu d' Hummle lönd ſi nid ſtöre,
Brummled und ſummled na umenand an Agleien und Brumbeer.
D' Wulheiſt werched au na und träged Nädeli zämme;
'S Bächli ſprächlet wie ſuſt und de Guggu rüeft uſem Lerchli.
Aber iez alliwil tüüfer und alliwil dunkler und dunkler
Druckед ſi d' Wulchen; es nachtet faſt — los iezed hätts dunnret,
Tüüf und wyt no — es Lüftli chunnt, ganz lysli und heimli;

'S fahret ſcho einzelni Tröpfe durab und verſprützed am Bode
Schwer und groß, oder falled uf d' Bletter und chered ſ' es bitzli...

Los, iez chunnt es Ruuſche duruuf uſen undrere Wäldre
Alliwil näcker und alliwil lüüter; iez wirft ſi 's i dä Wald —
Jez wird 's heller und jez wird 's dunkler, wänn d' Tanne ſi büüged,
Eini der andere nahen, und wider i d' Höchi ſchnelled.
Jez en Blitz.....e Toteſtilli en Augeblick...iezed
Chrachet 's in Lerchlene dänne, kei zähe Minute vom Heiri.
Und iez ſchüttet 's durab und ruſcht und raßlet durnahe,
Und iez Blitz uf Blitz und Schlag und Chrachen und Rumple.
Alliwil dunkler und dunkler wird 's; es wüelet de Sturmwind
Dobe in höchſte Gipflen und dunnen im niderſte Chrüütli,
Vögel und Bletter flattred dur d' Luft und gflügleti Sämli,
'S bricht in Äſten und chrachet in Stämmen, es garet und gyret,
Zuckt i roſerotem Schyn dur d' Dunkelheit durre,
Chnellt und cheßlet und rumplet und chlöpft, as ſött Alles in Bode.

Allein ſo Vortreffliches, ja geradezu unverwüſtlich Schönes Corrodi in ſeinem fruchtbaren Schriftſtellerjahrzehend von Anfang der Fünfziger bis Anfang der Sechziger Jahre auf dem Gebiete der Kinder- und der Dialektliteratur geſchaffen, ſo drangen ſeine Werke auf dem Büchermarkte doch nicht genügend durch, daß er ſich aus ſeiner literariſchen Tätigkeit einen ausreichenden Brodkorb hätte geſtalten können, und er erfuhr die bittere Wahrheit, die Scheffel an ihn ſchrieb: „Mit der Schriftſtellerei iſt's ein traurig Ding, ... das zehrt gräßlich auf, und ab zugleich."

So übernahm denn Corrodi im Jahr 1862 eine Stelle als Zeichnungslehrer an den höhern Schulen in Winterthur; doch ſchwer genug fügte ſich ſeine Künſtlernatur ins Joch der Pädagogik und „Der Sang vom Aerger", der Mitte der Achzigerjahre erſchien, enthält ſo viele Stellen, wo wir durch das Feuerwerk des Humors, des Witzes und der Ironie den Aufſchrei des unterdrückten Künſtlerherzens vernehmen, daß wir uns daraus ein Bild ziehen können, wie

ſehr Corrodi unter dem Widerſtreit von Pflicht und Neigung litt.

Im Glück einer eigenen Häuslichkeit, die er um dieſe Zeit begründete, und in den Anforderungen der Schule, welche die Muße für ſchriftſtelleriſches Schaffen nicht gewährten, ging ſeine dichteriſche Kraft für eine Weile unter und von 1863 bis 1870 ruhte Corrodi's Muſe.

Eine zweite Periode literariſcher Tätigkeit begann für ihn erſt in dem letztgenannten Jahr, in welchem ſein Roman „Blühendes Leben“ erſchien, der indeſſen wie ſein im Jahr 1880 herausgegebenes Novellenbuch: „Geſchichten“, durch eine auffallende Derbheit des Styls, ſowie durch den Mangel tieferer Motivierung und künſtleriſcher Durchführung beeinträchtigt, keinen bedeutenden Erfolg errang, ſo prächtig er in manchen Einzelheiten iſt. Auch ſein letztes ſchriftdeutſches Werk: „Dido, eine tragiſche Oper“ iſt bereits verſchollen.

Hingegen hat Corrodi in dieſer, ſeiner zweiten Periode dichteriſchen Aufſchwungs der mundartlichen Poeſie wieder einen friſchduftenden Strauß von Dichtungen zugetragen, an dem noch Enkel und Enkelskinder ihre Freude haben werden.

Nachdem ſchon im Jahr 1863 die „Sprüche und Lebensweisheiten, geſammelt aus Shakeſpeare's Werken“ als eine Frucht ſeiner engliſchen Literaturſtudien erſchienen war, fiel der alemanniſchen Dichtung mit einer mundartlichen Verdeutſchung von „Burns Liedern“ 1870 eine Dichtergabe zu, welche ſie unbedenklich zu ihren höchſten Beſitztümern zählen darf.

„Es wölbt ſich eine unſichtbare Brücke zwiſchen dieſen beiden Mundarten (der ſchottiſchen und der zürcheriſchen), und Herz und Sinn ziehen darauf hinüber und herüber“, ſagt der Dichter im Vorwort, allein auch zwiſchen ihm und dem Volkspoeten des ſchottiſchen Hochlands beſtand ein Band

der Weſenverwandtſchaft, eine Congenialität, ohne welche die wahrhaft klaſſiſche Uebertragung der ſüßen Lieder Burns, die zu ihrer Entſtehungszeit wie Flammen über die nordiſche Heimat flogen, gar nicht denkbar iſt.

Die Wahl fällt einem ſchwer, aus dieſen mundartlich verdeutſchten Hochlandsſtrophen eine Probe herauszuziehen; hier ſei das ſeelenvolle „A mis Mary im Himmel“ citirt:

„Du bleiche, ſpate morgeſtern
Ziehſt wieder ſtill dur's morgerot
Und winkſt em tag, ach grad wie fern,
Wo mir mis Mary nimmt de tod. —
Du liebi ſeel im ſternefeld,
Wo wandliſt jez i duft und glanz?
Gſehſt du mi da uf chalter welt
I herzeleid verſunke ganz?

Und denki nid mir lebtag dra?
Am chlare bach, im chüele tal,
Da hämer ſtille abſchied gnah
Und hendis küßt zum letzte mal.
Das blibt mer bis i ebigkeit —
I gſehnedi na vor mer ſtah,
Du lieblis bild .... wer hettis gſeit,
Es gält für's lebe abſchied da?

Dur miesfüecht felſe ruuſcht de bach,
Und d'bueche tauched d'bletter dri.
D'waldroſe wölbt e heimeligs dach
Und ſchlüüßt is wien es hüsli i.
Waldblueme aller arte blüehed
Drinnine, ſäged: „gruehn wänn d' witt?“
Bis d'ſunne meint: jez, chinde, müend
Er wäger hei, s'iſt hohi zit.

Ich weiß na jeder's blüemli, ach, ach
Es iſt mer, 's ſei erſt geſter gſy ....
Wie alliwil tüüfer wüehlt de bach,
Grabt ſi's dem herz au tüüfer i.

Du liebi ſeel im ſternefeld,
Wo wandliſt iez i duft und glanz?
Gſehſt du mich da uf chalter welt
I herzeleid verlore ganz!

Sind dieſe Herzenslaute vom Strand des [illegible] die Corrodi'ſche Uebertragung nicht auch Herzens Ufern der Limmat, der Töß und des Rheins gew. Indem man ſie lieſt, bedauert man, daß Corrodi n das mundartliche Lied mehr gepflegt.

Allein ſeine letzte dichteriſche Entwicklung führte ihn auf ein anderes Gebiet der Poeſie, auf die Bühne.

Angeregt durch die Erfolge, welche die Uſteri'ſchen Idyllen in der dramatiſchen Bearbeitung von H. Kramer auf den zürcheriſchen Liebhabertheatern errangen, bildete auch Corrodi ſein Idyll: „De Herr Dokter" zu einem Bühnenſtück um und fand damit, namentlich durch die Lobrede auf den Zürcherdialekt, welche darin enthalten iſt und eine patriotiſche Saite ſeiner Hörer traf, einen ungewöhnlichen Beifall. So kam es, daß denn Corrodi's letztes Jahrzehend poetiſcher Arbeit durch eine Reihe mundartlich-dramatiſcher Schöpfungen ausgefüllt wurde.

1873 erſchien: „De Ritknecht", Luſtſpiel in 1 Akt, 1874 und 1875 das „Alemanniſche Kindertheater" mit den vier Stücken: „s' Waldhüttli", „Amanda", „Schneeweiß und Roſenrot", 1875 ferner: „De Maler," Familiebild in 3 Akte, 1879 „D' Bademerfahrt", Luſtſpiel in 2 Akten und eine Fortſetzung des Alemanniſchen Kindertheaters: „St. Trudbert und das Krüglein", 1880 „Mer hürated nid", Luſtſpiel in 3 Akte; 1882 „Wie d' Warret würkt", und 1883 „Die Alte'n und die Junge", züritütſches Familiebild i vier Akte, während eine letzte dramatiſche Arbeit: „Im Schnäderbädle" nur in einer erſten Bearbeitung in den Nachlaß

Digitized by Google

des Dichters übergegangen ist, und das 1877 erschienene fünfaktige Drama: „Die Pfarrwahl“ in seiner schriftdeutschen Fassung nur wenig Anklang fand.

Mit Vorliebe hat Corrodi in diesen Dialektstücken wie früher in seinen Idyllen Gestalten und Szenen aus dem behäbigen, gebildeten Leben des Landhauses oder Pfarrhofes geholt; seine Männer sind Landärzte, Professoren, Pfarrer, Statthalter oder andere Staatsbeamte, Künstler, Gutsbesitzer oder solche, die es werden wollen, und die eigentlichen Volkstypen erscheinen nur als Nebenfiguren; seine weiblichen Gestalten sind gebildete, nicht selten schöngeistige Frauen; Freunde, Freundinnen, Onkel und Tanten beleben seine Familienkreise und im Angelpunkt der Handlung steht immer ein entweder verwaistes oder halbverwaistes Mädchen voll Liebreiz, Witz und gesunden, geistigen Wesens.

Darum können weder die Personen noch die Stücke selbst eine gewisse Familienähnlichkeit verläugnen; allein innerhalb der großen Züge, mit welchen die Personen der verschiedenen Lustspiele an einander erinnern, ist so viel individuelles Leben und so viel originelle Zeichnung, eine so in die Einzelheiten fein ausgeführte Charakteristik der handelnden Figuren, ein so reicher Wechsel ernster und heiterer Bilder, daß durch diese Familienähnlichkeit die Frische des Eindrucks auf Leser oder Hörer kaum beeinträchtigt wird, und ein mutwilliger, oft auch kühner oder derber Humor, der die leichte Architektur dieser dramatischen Stücke mit üppigen Ranken umschlingt, sowie die hervorragende mundartliche Sprachkunst des Verfassers täuschen lieblich über den Mangel einer tiefern Grundidee und das lose Gefüge der Handlung hinweg.

Am höchsten im künstlerischen Wert steht wohl das letzterschienene: „Die Alten und die Junge“, worin Corrodi, in seine eigene Vergangenheit und in das Leben des länd-

lichen Pfarrhauſes zurückgreifend, das Recht der Jugend über die Vorurteile des Alters ſiegen läßt.

In ſeinem alemanniſchen Kindertheater aber hat der Sechzigjährige noch einmal all die ſtrahlende Fröhlichkeit und Naivität, den Märchen- und Naturſinn ſeiner erſten Kinderſchriften entfaltet, ſie ſind ein Zeugniß der gemütsverjüngenden Kraft der Poeſie und ein Beweis, daß Corrodi durch ſeine Künſtlerlaufbahn ſeinen Geiſt friſch und blank erhalten hat.

„Die Blicke ſcharf wie der junge Aar,
Das Herz von Hoffnungen umflogen,
So bin ich dereinſt mit reiſiger Schaar
In den Kampf der Geiſter gezogen,"

hätte er mit ſeinem gefeierten Freunde Viktor Scheffel ſprechen dürfen, allein noch mehr als der Sänger vom Oberrhein hat er es erfahren, daß auch im Künſtlerleben „neben Roſen gleich die Dornen ſtehn."

Er, der eben ſo leicht als ein Dichter ein Maler, ein Naturforſcher oder ein Philologe von Ruf hätte werden können, war zu vielſeitig in ſeinen Anlagen, um das Große und Gewaltige zu ſchaffen, das ſeiner Natur nach, wie Scheffel ſagt, einſeitig ſein muß, und ſo bietet denn das Ende der Dichterlaufbahn Corrodi's, der ſo kühn auf den Plan getreten, das Bild der Reſignation, einer Reſignation freilich, welche von dem hellen Goldglanz des Humors überſtrahlt, keine Bitternis im Gemüt des Mannes zurückließ, der bis an ſein Lebensende im trauten Umgang mit der Natur ein treues, kindlich reines Herz bewahrte.

Und nicht ohne Poeſie iſt es, wie ſich das Ende ſeines Lebens in den Anfang verſchlang. In ſeiner Vaterſtadt, wo er das Licht erblickte, iſt er auch geſtorben. Nachdem ſchon im Jahr 1880 eine heftige Krankheit die Lebenskraft des ſtarken Mannes mit dem impoſanten Aeußern auf das Tiefſte

Digitized by

erſchüttert, ſo daß er ſeine Lehrſtelle niederlegte, war ihm in Zürich noch ein ſchöner, mit dichteriſchen Plänen und Schöpfungen ausgefüllter Lebensabend beſchieden und ein ſchmerzloſer Tod hat ihn, der kaum je die Herbe eines mit der Sorge kämpfenden Daſeins erfahren, am 15. Auguſt 1885 hinweggenommen.

Wenn der Gehalt an reiner Humanität der Genius iſt, der die Werke eines Dichters ſeinem Volke lieb werden läßt, der dieſe Werke von Generation zu Generation fortträgt und ſie vor Vergeſſenheit ſchützt, dann wird Corrodi's Name in unſerm Volk noch lange fortleben, weil durch ſeine Dichtungen wie eine Lichtgeſtalt die Liebe wandelt, die treue Liebe zu den Mitmenſchen, zur Heimat und zur Natur.

Digitized by Google

Die dichtenden Zeitgenossen von Stutz, Corrodi und die neuere mundartliche Dichtung.

In Martin Usteri, Jakob Stutz und August Corrodi hat die zürcherische Mundart ihre bedeutendsten Dichter und Sänger gefunden, Dichter und Sänger, deren poetischer Schatz so weit verbreitet worden ist, als die alemannische Zunge klingt. Allein den poetischen Gehalt unseres heimatlichen Volks- und Naturlebens haben sie in ihren Hervorbringungen keineswegs erschöpft und so sind denn immer wieder neue Lerchen über die grünen Wipfel der mundartlichen Poesie emporgestiegen und haben in Dur und Moll, bald mit mehr und bald mit weniger poetischer Kraft und Kunst ihre Strophen und Reime in die Heimat hinausgesungen.

Viele derselben haben weder die Gabe der eigenen Erfindung, noch den Schmelz der Melodie, noch die Vollendung des Rythmus besessen, viele auch jeden mundartlichen Reim, so platt sein Inhalt war, schon für Poesie genommen. Doch neben diesen Stimmen, welche, ohne ein Echo im Volk zu finden, bald verklangen, haben andere mit ihren Sängen und Klängen so gut wie Usteri, Stutz und Corrodi das Herz des Volkes gewonnen, und ihre Lieder vibriren in hellern und leisern Tönen in demselben fort.

So hat die geistliche Liederdichterin Meta Heußer*)

*) Vergleiche Dr. J. J. Honegger: „Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz. Bd. IV, 1876.

Digitized by Google

von Hirzel, geb. 1797, geſt. 1876, welche in den „Liedern einer Verborgenen“ 1858 und in der zweiten Sammlung „Gedichte“ 1867 ſo innig fromme Laute der Gemütes fand, daß ihre Strophen zu den bedeutendſten Schöpfungen der deutſchen religiöſen Poeſie gehören, unſern Kindern das mundartliche Gedicht: „Die Zwergli“ geſchenkt:

„Am Viziſtollebergli
Da wohned ſibe Zwergli,
Die baued a de Raine
Es Städtli under de Steine.
Am Abig denn, wenns dunklet
Und d'Sternli dobe funkled,
Und Chinde göhnd is Bettli,
Denn ſchlüfed's uſem Städtli
Und ſchlüfed lis, wie d'Müsli
Dur d'Chämi ab i d'Hüsli
Und ſinged uf der Winde
Guet Nacht, guet Nacht, ihr Chinde.“

Einer der originellſten unter allen zürcheriſchen Dialektdichtern war Rudolf Baur*) von Sellenbüren, der die Freude an Reim und Lied von ſeinem Vater geerbt. Geboren den 3. Juni 1805 als das älteſte von fünf Geſchwiſtern wuchs dieſer Naturpoet in den denkbar einfachſten Verhältniſſen, ja, bis zum zwölften Jahre ſogar ohne Schulunterricht empor; doch brachte ihm ſein Vater, der etwas abſeits vom Dörfchen Sellenbüren ein ärmliches Heimweſen bewirtete und im Winter mit Beſen handelte, einige Fertigkeiten im Leſen und Schreiben bei. Wenn die Eltern auf ihre Aecker zur Arbeit gingen, ſchloſſen ſie den Knaben mit einem Stücklein Brot und einem Haufen zuſammengehefteter Kalender in die Stube ein, und in dieſer einſamen Haft gewann er eine

*) Quellen: Alpenroſen 1848. Verſchiedene Kalender etc. Mündliche Mitteilungen aus der Gegend von Sellenbüren.

Digitized by Google

ſolche Liebe zu den Büchern, daß er ſpäter als Jüngling, wenn er nach Zürich Botendienſte verſah, die anderthalb Batzen, welche ihm der Vater als Wegzehrung mitzugeben pflegte, zum Ankauf von Literatur verwendete. Aus dieſer und einem ſechsjährigen Beſuch der Repetirſchule ſeine Bildung ziehend, brachte er es nicht nur in der Mundart, ſondern auch in der Schriftſprache zu bedeutender ſprachlicher Vollendung und wurde als „Bot vo Sellebüre“ durch den naturwüchſigen Witz und Humor und durch das ſatyriſche Salz ſeiner Gedichte, welche oft auch politiſche Anſpielungen enthielten, zu Stadt und Land eine volkstümliche Figur.

Nachdem er im Jahr 1827 Ausläufer in einem Käſegeſchäft zu Zürich geworden war, erwarb ſich der ſparſame Mann zum Teil durch ſeine Gedichte, welche als poetiſch-witzige Interpretationen der jeweiligen Volksſtimmung in der Form von fliegenden Heftchen in hunderte und hunderte von Händen gelangten, ein kleines Vermögen, ſo daß er ſich nicht nur eine Bibliothek von mehr als hundert Bänden anlegen, ſondern auch am Weſtabhang des Uetlibergs ein Bauerngütchen kaufen konnte. Dort in ſeinem „Schürli“ las und dichtete er, und daß er ſeine Poeſie gern auch in einen höhern Dienſt als denjenigen des Gelegenheitsgedichtes und des Gelderwerbes geſtellt, bezeugen ſeine „Volksſagen aus der Umgebung des Uetlibergs“, welche er im Jahr 1843 zu Gunſten einer brandbeſchädigten Familie in Wiedikon herausgegeben hat. Es ſei daraus das mundartliche Stück: „De Schatz uf der Ofegüpf“ *) citirt:

„Se, Bot, erzähl du öppis,
„Du biſt en g'lehrte Ma,
„Vom Sellebürer Freiherr
„Und wie's de öppe gha.

„Erzähl vo ſine Chriege,
„De Schenkige und meh.“
Das chönnider am Beſte
Is Bluntſchlis Chronegg gſeh.

*) Ofegüpf iſt der Burghügel der Freiherren von Sellenbüren.

„So säg is denn vo Schätze,
„Ebs dert au öppe hei,
„Es lit a dene Orte
„Ja mengsmal Geld wie Stei."
Au da; bi Millione
Müend innere Chiste si,
Doch leider als verbannet
En schwarze Hund derbi.
Es hed scho menge grübled
Und grabe na dem Schatz,
Doch trutz de gschide Lüte
Lid er am alte Platz.
Wenn eine meint, es grathi,
Und zu der Chiste chund,
So schlüft wie usem Bode
En schwarze Zottelhund.
Das ist en böse Chätzer,
De luegete denn a,
Daß keine meh dra zwiflet,
E sei de Bölima.
Me findt de zu vertribe
Keis Mitteli, das guet,
Da helfed keine Chatzen,
Da hilft kei Hüenerbluet,
Au kein Johannisfege,
Kein siebefache Ring;
Er hockt nu immer fester,
Macht me dergliche Ding,
Und wie de afed murre,
Wer denn nüd gleitig goht,
Cha luege, wie sis Chöpfli
I zwo Minute stohd."

Viele Gedichte des originellen Poeten sind in den alten Jahrgängen des „Zürcher Kalenders", des „Zürcher Tagblattes", des „Albisboten", der „Alpenrosen" und der „Zukunft des Volkes" zerstreut, auch im Nachlaß des Dichters, der 1877 starb und dessen Bibliothek durch Kauf an die Lesegesellschaft Dübendorf überging, dürfte sich noch Manches finden, was außer seinem Wert für unsere mundartliche Literatur auch eine Bedeutung für die zürcherische Culturgeschichte hat.

Sehr schöne mundartliche Klänge finden sich auch in den Dichtungen des Zürcher Kaufmanns und Poeten Christoph Eßlinger, geboren 1811, dessen gesammelte schriftdeutsche und mundartliche Dichtungen im Jahr 1858 unter dem anmutigen Titel: „Wilde Rosen" erschienen und ein entschiedenes lyrisches Talent bezeugen; nur schade, daß er die Mundart auf einige wenige Gespräche und Gedichte beschränkte. Von den letztern ist „De Liechterer" eines der ansprechendsten.

Digitized by Google

„Bald de Mo im Holz dur d'Gipfel ſchlycht,
Zündt ſis Silberliecht zur Liebesbycht:
Alles ſlismet, grad wie Laub und Bach,
Meinſt, es ſchlafi All's und All's iſt wach.

's iſt e ſchöni, liebi Sternenacht,
Und am Seiſter häd mis Liſi d'Wacht,
Und I mache's wie na menge Chnab,
Goh zum Garten-n-y und löſe's ab.

Friſchi Roſe blüehnd im Perlethau,
Wie-n-e Roſe blüeht mis Liſi au;
D' Sterne lached bis zum Morgerot
Und ſe fründli iſch es früeh und ſpot!

's gid kei ſchöners Liecht als d'Knabeſunn:
's Herz erwärmt ſie und macht Niemer brun,
Sie erfriſcht is, ſimmer halbe lahm,
Und die Wilde macht ſie wunderzahm!

Wie's ſo ſtill iſt! Alles ſprachet lys.
Jetz iſch Zyt; I gahne über d'Wies;
's Liſi hät am Seiſter hinecht d'Wacht,
D'Stund han ich, und weuſchi gueti Nacht."

Nicht ſo poetiſch kräftig ſind die mundartlichen Stücke von Heinrich Nägeli, 1834–37 Sekundarlehrer in Kilchberg, durch deſſen „Gedichte" 1840 ſich wie ein Refrain die weiche Klage um eine verlorene Geſundheit zieht, was dem beſcheidenen jungen Mann, der früh zu Grabe ging, manches Herz gewann.

In ſeinem tiefſten Naturell mit Martin Uſteri verwandt und eine der liebenswürdigſten und originellſten Geſtalten der zürcheriſchen Dialektdichtung war der Zürchermetzger Heinrich Cramer*), der als langjähriger Organiſator

*) Quellen: Hrch. Cramer's ausgewählte Gedichte, herausgegeben von der Familie 1876. Andenken an Hrch. Cramer, gewidmet den Zünften Zürichs vom Sechſeläuten-Central-Comite, 1886.

der „Sechseläutenfestzüge“ bei seinen Mitbürgern in wohlverdientem, dankbarem Andenken steht.

Heinrich Cramer, der noch mehr als Usteri selbst seine Poesie in den Dienst der geselligen Freude und des patriotischen Festlebens gestellt, wurde am 5. Juli 1812 als Sohn eines Metzgers in Zürich geboren. Trotzdem der väterlicherseits früh Verwaiste als Zögling der Bürger- und Kunstschule bedeutende Anlagen und eine lebhafte, auf das Malerische und Dramatische gerichtete Phantasie verriet, die ihn für einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf vollauf befähigt hätten, ergriff er aus Pietät für eine Familientradition das Handwerk seines Vaters, das ihm genügende Muße für seine poetischen und gesellschaftlichen Neigungen übrig ließ.

Bereits Ende der Dreißiger Jahre war der anspruchslose Mann mit der starken humoristischen Ader die Seele von mehreren zürcherischen Vereinigungen und ein geschätzter Gelegenheitsdichter für die stadtzürcherischen Freudenanlässe. Seinen ersten größern Erfolg errang er mit einer, der Schützenhausgesellschaft zu Zürich gewidmeten, dramatischen Bearbeitung der Erzählung Usteri's: „Der Hirsbrei oder Thomann zur Lindens Abenteuer auf dem Großen Schießen zu Straßburg 1576; einen noch bedeutendern mit dem epischen Gedicht: „Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs“, das 1844 als Festgabe zur vierten Säkularfeier derselben erschien und in seinen acht Gesängen Stellen von bedeutend poetischer Schönheit enthält, so daß es unter den ernsthaften Schöpfungen Cramers den ersten Rang einnimmt.

Festspiel folgte auf Festspiel, demjenigen zur Einweihung des neuen Kunstgebäudes 1846 ein zweites zur Einweihung des neuen Schützenhauses 1849, diesem ein drittes zur Einweihung der Töchterschule beim Großmünster 1853.

In denselben handhabte Heinrich Cramer nicht nur die

Digitized by Google

Schriftſprache und den Zürcherdialekt, ſondern auch die Mundarten der andern Schweizergegenden, ja auch des Elſaßes, der ſchwäbiſchen und norddeutſchen Gaue mit Meiſterſchaft, und als ein Beiſpiel dieſer ſei hier aus dem letzten der drei Feſtſpiele eine Charakteriſtik einiger Schweizerkantone angeführt: — — —

Schaffhauſen:

„Was mich bitrüfft, ſu wor
J vorſchlu, ſpitzed 's Ohr
E wengeli en aages Ding
Bitritt zur Zollveraaniging
Clage — wegem Wy.

Appenzell:

Mä woll! 's wär nöd ſo dumm
Gieng no deby nünt chromm. —
Doch globi faſt, 's wor aſe gä
Die Anderi worid d' Chrieſi näh
Ond mir blos d' Stil ond d' Stä!

St. Gallen:

Willts Gott, i ſtimmti zue!
Wurs globe, 's ließ ſi thue.
D' Sach wär, es wur für d' Stiggerei
Gar mengen Usweg wieder frei,
Wo men iez — ſchmoggle mues."
— — — — — — — — — — —

Vom Jahr 1839 bis 1870 war Heinrich Cramer der Organiſator und Programmdichter aller der fünfzehn künſtleriſch bedeutungsvollen Sechſeläutenfeſtzüge, welche die Zünfte Zürichs in den dazwiſchenliegenden drei Jahrzehnten ausführten, darunter jenes „hiſtoriſchen Feſtzugs zur fünfhundertjährigen Jubelfeier des Eintritts von Zürich in den Schweizerbund", 1851, deſſen großartiger, ja überwältigender Eindruck bis jetzt von keinem andern Feſtzug in Zürich übertroffen wurde.

Digitized by Google

Heinrich Cramers Verdienſten um die künſtleriſche Ausgeſtaltung und um die Veredelung des größten ſpezifiſch zürcheriſchen Freudenanlaſſes hat die berufene Feder Gottfried Kellers in dem ziemlich umfangreichen Gedicht: „Ein Feſtzug in Zürich“ ein dauerndes Denkmal geſetzt:

„— — — — — — — — — — — —
Da lehnt auch Meiſter Heinrich ſchnell,
Der Cramer ehrlich zubenannt,
Das blanke Schlachtbeil an die Wand,
— — — — — — — — — — — —
Und greift zum Stifte; ſäuberlich
Nimmt er Papier und träumt und ſinnt,
Und gleich zu zeichnen drauf beginnt;
Denn wißt und ſeid des Meiſters froh,
Seit manchen Jahren treibt er's ſo:
Wenn ſich ein Spiel begeben will,
So ſteht ſein Eifer nimmer ſtill;
In Reim und Bildnis gleich gewandt
Entwirft und ordnet ſeine Hand,
Bis friſch die Arbeit iſt getan
Und fröhlich klar des Feſtes Plan!
— — — — — — — — — — — —“

Die Familie Heinrich Cramers, der am 12. März 1871 ſtarb, hat fünf Jahre nach ſeinem Tod „Ausgewählte Gedichte“ desſelben herausgegeben, und die dankbaren Zünfte haben ihn 1886 durch eine Schrift: „Andenken an Heinrich Cramer“, geehrt.

So wird wenigſtens ſeine Vaterſtadt eine lebendige Erinnerung an den fröhlichen, beſcheidenen Metzgermeiſter bewahren, der in gewiſſem Sinn als ein zürcheriſcher „Hans Sachs“ gelten darf. Wenn es auch im Weſen der Gelegenheitspoeſie, wie er ſie pflegte, liegt, gleich einem Feuerwerk nur im Augenblick der Freude zu glänzen, zu leuchten und dann zu vergehen und die Dichtungen Cramers aus dieſem Grund auf unſere und eine ſpätere Zeit nicht bedeutungsvoll nach-

wirken können, so hebt sich doch seine dramatische Bearbeitung des Usteri'schen Idylls: „De Vikari" so aus den Rahmen des Gelegentlichen in den Raum des bleibend Bedeutenden empor, daß es seit seiner ersten Aufführung in den Sechziger Jahren durch die Künstlergesellschaft bis jetzt ein Liebling der zürcherischen Dilettantenbühnen zu Stadt und Land geblieben ist und zu Ehren Usteri's und Cramers noch lange bleiben wird.

Aus jenem Schülerkreis heraus, welchen Stutz in der „Jakobszelle" zu Sternenberg um sich gesammelt hatte, und mit dem er gemeinsam die „Ernsten und heiteren Bilder" herausgab, hat namentlich Jakob Senn Anspruch auf literarische Beachtung, denn in den Werken keines andern zürcherischen Dialektdichters, selbst in Stutz'ens nicht, fließt der Born der kurzen, kräftigen Volkssprache so rein wie in seinen mundartlichen Dichtungen.

Jakob Senn*) wurde im Jahr 1823 im sangeslustigen Fischenthal geboren, doch lag schon auf seiner Jugend das Weh, in seinen poetischen Anlagen weder von seinen eigenen Eltern noch von sonst jemandem in seinem eigenen Dorf verstanden zu werden, und seine, jeder praktischen Tätigkeit abgeneigte Art und Weise nahm seine Umgebung, welche das fremdartige Geistesleben in ihm wohl spürte, aber sich nicht zurechtzulegen wußte, gegen ihn ein.

So war denn diese Jugend bereits der Anfang eines Dichterschicksals, welches unwillkürlich an den tragischen Lebensgang des berühmtern oberländischen Heimatsgenossen von Jakob Senn, an den armen Heinrich Leuthold (geb. 1827 in Wetzikon), gemahnt.

---

*) Quellen: Jakob Senns Werke. Mündliche Mitteilungen. Ein sehr merkwürdiges Bruchstück einer Autobiographie von Jakob Senn, welches bis zu seinem Aufenthalt in St. Gallen reicht, wurde Ende 1888 von Prof. O. Sutermeister in Bern unter dem Titel: „Ein Kind aus dem Volke" herausgegeben.

Digitized by Google

Beide haben nach raſtloſem Wandern, nur wenige Monate von einander getrennt, im Jahr 1879 zu Zürich ihr Daſein im Wahnſinn geendet, und noch mehr als von Leutholds Werken gilt es von denjenigen Jakob Senns,

„Blätter ſind es eines Baumes,
Der nie ganz in Blüte ſtand."

Jakob Senn mit ſeinem wiſſensdurſtigen Geiſt konnte nie an einem höhern Quell der Bildung trinken, als an der primitiven Volksſchule der beginnenden Dreißiger Jahre, und ſo war ihm der Verkehr mit Stutz zu Jakobszell, wohin er als junger Mann in allen freien Tagen eilte, eine Zeit lang wahre Herzenslabſal, doch erkannte ſein durchdringender Blick bald die Untiefen in Stutz'ens Charakter. Nach einigen Jahren wandte er ſich von ihm ab, ging ſeine eigenen Wege und ſuchte im Schurz eines armen Baumwollwebers den Weg zum Parnaſſe. Manch ſchönen Dichtertraum hat er wohl in ſeine Tücher hineingewoben; allein auch eine beißende Satyre, welche ihm manches zugetane Herz entfremdete, wurde in dieſem unbefriedigten Leben groß.

Viele ſeiner dichteriſchen Verſuche vernichtete er in ſtrenger Selbſtkritik, andere fanden ihren Weg in verſchiedene Zeitſchriften, und endlich öffnete Pfarrer Müller in Fiſchenthal dem ſich einſam verzehrenden Poeten den Pfad in die Welt, indem er ihm eine Gehülfenſtelle im Antiquariat Syfrig zu Zürich vermittelte. Hier fand er, was er geſucht und ſchmerzlich vermißt, Bücher; allein auch das Dilemma zwiſchen der Leſegier und den ſtrengen Anforderungen eines Vorgeſetzten, der ſeine Literatur für das Publikum und nicht für ſeine Angeſtellten beſtimmt hat. Nach einiger Zeit machte ſich Jakob Senn wieder frei, gründete ſelbſt einen kleinen Buchhandel und gab im Jahr 1861 gemeinſam mit Robert Weber, dem ſpätern Profeſſor und Verfaſſer der „Poetiſchen Nationalliteratur der deutſchen Schweiz", eine Zeitſchrift: „Die grünen Wälder"

Digitized by Google

heraus; im Jahr 1864 erschienen seine, in Bezug auf die Sprachbehandlung meisterlichen: „Chelläländer-Schtückli vo verschidenä Sortä, bschnittä und usbütschget vos Häire Häicha Häigels Häier".

Auf 118 kleinen Oktavseiten bringt er darin neunzehn ächt volkskräftige Schnurren und Anekdoten, welche seither zum Teil in den Volksmund übergegangen sind, eine Sammlung von oberländischen Sprichwörtern und Kinderspräuchen und einige Lieder; allein dieses Büchlein ist dem Umfang und den Formen der Volkssprache so treu, so voll rascher volkstümlicher Wendungen und Verkürzungen, so gesättigt mit den Idiotismen und der Kraft der ältern Volkssprache, daß es als eine klassische mundartliche Leistung gelten darf.

Allerdings muß in den Schnurren, die dasselbe enthält, wie bei Stutz ein trockener Humor oft den Mangel wirklicher Poesie verdecken, aber wenn möglich sind diese kleinen Genrebildchen aus dem Volksleben noch treuer als bei Stutz.

Wie köstlich naiv ist z. B. sein: „Riech und arm", das hier — die Verse fortlaufend geschrieben — folgen mag:

„Wos Vottä ssäiri und 's Bürschtämachchers Bäbeli dänand ghürotet händ, so hand s' dänn au äso über das g'redt, was 'n ieders häig. De ssäiri ischt aber bald umä gsii mit Ufzellä, er hät nüt gha, weder es Sunntiggwändli, wo 'n 'r 's Tuech und de Macherloh no schuldig gsii isch dävo, und es Werchtiggwändli, wo sä plätzet nusgsch hät, wie 'n ä Chart vo Tütschland.

's Bäbeli aber hät über füfzg Guldi erhuufets Gält gha, und es Bett vo d'r Muetter sällig, und es Gütschli und es Gätzi, und es Stitzli und es Tüpfi, und en Ablaßtisch und zwo Sidele und en schälbä Weiäschüssel. Aber de ssäiri isch em trutz sire Armuet sä lieb gsi, wie nu öbbis, und es hät em eis Äli gmacht um 's ander und d'rzue mit eme gwüssä Schtolz gsäit: 's wär äbä guet, wenns es äisig äso treef, daß die Riechän und die Armä z'sämme chemed."

Im Jahr 1864 verehelichte sich Jakob Senn mit Anna Brandenberger von Bärentsweil und an ihrer Seite fand der

Digitized by Google

ruheloſe Dichter in St. Gallen, wo ſie eine Wirtſchaft führte, einige Jahre verhältnißmäßigen Glücks und die Muße für größere literariſche Pläne, welche indes faſt alle an einer quäleriſchen Selbſtkritik ſcheiterten. Endlich trieb ihn ſein unſtätes Weſen im Jahr 1868 aus ziemlich geordneten Verhältniſſen heraus, über das Meer und ein volles Jahrzehend aß er in Montevideo das bittere Brot eines deutſchen Literaten in fremdem Land. Dann jagte ihn im Juni 1878 der gleiche dämoniſche Zug, der ihn nicht im Vaterland gelitten, in die Heimat zurück, und da er ſelbſt das nötige Geld zur Ueberfahrt nicht beſaß, ſo ließ er ſich von der Regierung von Uruguai beſtimmen, als Einwanderungsagent für ſie in der Schweiz tätig zu ſein. Als er jedoch den Boden ſeines Vaterlandes wieder unter den Füßen fühlte, da brachte er es nicht über das Herz, als Werber für ein Land aufzutreten, wo nach ſeiner eigenen Ueberzeugung ſeiner Landsleute nur die Enttäuſchung wartete. In dem Zwieſpalt zwiſchen übernommener Pflicht und höherer Einſicht, in verzehrendem Heimweh nach ſeinem Weib, verfiel er dem Wahnſinn und wurde in den erſten Frühlingstagen 1879 als Leiche aus dem Zürcherſee gezogen.

Ein Bändchen Gedichte hatte er „Vom Silberſtrome“ heimgebracht, es erſchien kurz vor ſeinem Tode, und das Gedicht „Auf dem Campo ſanto“ tönt den Leſer bereits wie eine Vorahnung des ſchweren Schickſals an:

„Was iſt es, das ſo manchmal hin mich zieht
In dieſe Stadt der Todten? Iſt es Schwermut?
Iſt's Sehnſucht nach dem Tode? nach den Todten?
Ich weiß es nicht. — — — — — — — —“

Faſt ſcheint es, es ſei von Stutz ein dämoniſcher Zug auf ſeine Schüler übergegangen, denn auch J. U. Furrer,*)

*) Quellen: Mündliche Mitteilungen aus Sternenberg.

Digitized by Google

ſeinen zweiten, dichteriſch tätigen Zögling, hat ein ähnliches Loos wie Jakob Senn getroffen.

Geboren am 2. September 1827 zu Sternenberg, war er urſprünglich ein ſchlichter, fleißiger Mann, lernte dann durch die Vermittlung Stutz'ens eine Tochter von Schwellbrunn kennen und übernahm nach ſeiner Verehelichung mit derſelben die Seifenſiederei ſeines Schwiegervaters, kam dabei jedoch ökonomiſch zurück, ſo daß er das Geſchäft aufgeben mußte und verſumpfte ſchließlich als Hauſierer, bis man im Mai 1877 ſeinen Leichnam in der Limmat fand.

Gedichte von ihm finden ſich im „Republikaner", einem Kalender der Vierziger und Fünfziger Jahre, und in Stutz'ens „Ernſten und heitern Bildern", wo in einem Gedicht, „Feierabend", folgende, durch ihre warme Empfindung anſprechende Strophen ſtehen:

„Lueg dert, wie d' Sunn am Scheidweg ſtoht,
Und hinder d' Lägre-n-obe goht,
Wie 's Hörnli glänzt i Künigspracht,
Wil 's d' Sunne rot und guldig macht.

Dert chumt en plagte-n-Acherma,
Er möcht ſo gern Firobig ha;
Hei jo, de Mähnbueb iſt todmüed,
Doch pfift er no ſis Obiglied.

Wie frumm doch 's Betzitglöggli ſchallt,
Und d' Amsle ſingt im grüene Wald,
Doch nohtno höred beedi uf
Und händ denn au Firobig druf.

Im chline Hüsli nebed dra,
Chan au en Greis Firobig ha,
De Tod iſt züe-n-ehm cho
Und hät en us em Dienſthus gno.

Jetz iſch es ſtille, her und hi,
Und 's luegt de Mo ſo fründli dri,
Und d' Sterne lüchted 's iſt e Pracht,
Und euſer liebi Herrgott wacht.

Digitized by Google

Unter den jetzt lebenden mundartlichen Dichtern des Zürichbietes nimmt Konrad Meyer,*) geboren am 3. September 1824 zu Winkel bei Bülach, den ersten Rang ein. Der äußere Lebensgang dieses sinnigen Poeten, der auch die schriftdeutsche Lyrik und das religiöse Epos mit bedeutendem Talent gepflegt, hat sich in so einfachen Rahmen bewegt, daß die Momente für eine Biographie fast mangeln.

Da seinen Eltern die Mittel fehlten, ihm weitere Schulstudien zu vermitteln, trat Meyer, nachdem er Ende der Dreißiger Jahre die Sekundarschule seiner Heimatgemeinde besucht hatte, in die Kanzlei des Statthalteramtes Bülach ein und wurde im Jahr 1851 durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Gemeindepräsidenten und Bezirksrichter gewählt. Dann wurde ihm im Jahr 1862 ein Amt in der Verwaltung der schweizerischen Mobiliarversicherungsgesellschaft angetragen, und seither lebt er als Hauptagent und Inspektor dieses Instituts zu Zürich.

So einfach dieser äußere Rahmen der Schicksale Meyer's ist, so reich ist dieses Dichterleben an innerem Wachstum und psychologischer Entfaltung, und wenn Meyer mit seiner tiefpoetischen Natur als Dichter weder der Heimat noch der Fremde in dem Maße bekannt geworden ist, welches seiner dichterischen Bedeutung entspräche, so trägt die Bescheidenheit, mit der er seine Poesien in die Welt gesendet, wohl die wesentlichste Schuld daran.

Früh schon wandte sich der junge, wissensdurstige Mann, der das Beste seiner außergewöhnlichen Bildung durch Studium im stillen Kämmerlein erworben hatte, der Mundart und ihrer Dichtung zu und gab bereits als Zwanzigjähriger sein erstes Bändchen schweizerdeutscher „Gedichte" heraus,

---

Quellen: Konrad Meyer's Werke. A. Hinrichsen, das literarische Deutschland. Robert Weber, Nationalliteratur der deutschen Schweiz, Bd. 3.

Digitized by Google

doch bald folgten diesen auch schriftsprachliche Sänge, 1847 die „Geistlichen Lieder", 1848 die „Jubellieder", 1854 das romantische Heldenlied „Die Jungfrau von Orleans", 1856 die „Lieder der Armut"; außerdem 1857 „Die Schulreise", eine vom zürcherischen Verein gegen Tierquälerei gekrönte Preisschrift, 1876–80 „Kampfgespräche".

Als Grundton zieht durch Meyer's Poesie ein reiner Hauch religiösen Empfindens, das sich, durch ein sinniges Lauschen an den Geheimnissen der Natur angeregt, mit einer zarten Pietät für alles Erschaffene verschwistert. Seine Gedichte sind die Lieder eines frommen Gemüts, welches sich mit der Natur und Gott eins fühlt, und voll erbarmender Liebe für Unglück und Armut ist, so daß in ihnen oft weiche, elegische Saiten anklingen. Sie zeichnen sich aus durch hohe Vollendung der Form und innigen Wohllaut, um dessen willen manche derselben, z. B. „Abendlied", „Sommerlust" 2c., componirt worden sind.

Als Konrad Meyer im Jahr 1860 die zweite Auflage seiner „Gedichte in schweizerischer Mundart als Beitrag zur hundertjährigen Geburtsfeier J. P. Hebels" erscheinen ließ, wurde wohl kaum ein anderer Kranz alemannischer Poesie auf den Altar dieser Feier niedergelegt, der so wie dieser im Sinn und Geist des Meisters zusammengetragen worden war.

Namentlich die allerliebsten Tierbilder, z. B.: „Der Distelfink", „Der Wunderstaat der Bienen", erinnern trotz ihrer durchaus originellen Fassung, durch die Feinheit der Zeichnung, durch die geschickte Art, wie der Dichter das Tierleben mit dem Menschenleben in Beziehung setzt und durch die Lieblichkeit ihres Humors an die gleichartigen Lieder Hebels: „Das Spinnli", „Der Storch", und sind, wie diese, treu und doch poetisch geklärt nach dem unmittel-

Digitized by Google

baren Lebenseindruck dargeſtellt. Welch reizendes Bildchen iſt z. B. das Gedicht: „Das Spätzchen“.

„De Liebgott hät zum Spätzli gſeit:
Wenn d'Hunger häſt, ſo nimm was lit,
I hader All's vor's Chöpfli gleit,
Wenn d'Hunger häſt, ſo mueßt nit wit.

De mueßt im Winter au do ſi,
Wenn's aſſe chudet, ſchneit und macht.
De biſt halt wäger bbring und chli,
Drum nimm; was findſt bi Tag und Nacht.

Und 's Spätzli denkt: So gohni denn,
I han ja 's göttli Recht derzue,
I flüge grad vor's Müllers Tenn,
De Hunger loht mer ſuſt kei Rueh.

Nei lueged au, wie's Waißze pickt,
Wie iſches froh, wie hät's en Gluſt!
Potz Blitz! de Müller hät's erlickt,
De Sackerlot, er chunnt dei juſt!

Und mit der Geißle ſtäubt er dri:
„Goſcht furt, du chline Waißzedieb!“
Und 's Spätzli denkt: Es blibt derbi,
Au dir iſt ja de Waißze lieb!

Zwar macht's nit lang, es folgt uf's Wort,
Die Geißle hät's ja chönne geh.
Es flügt nu an en anders Ort,
Do darf's ungfraget Chörnli neh.

Es pickt dei juſt vor's Wächters Hus,
Drin wohned gruſam bravni Lüt,
Si gſehnd das Spätzli, chli und chrus,
Und winked: chumm, mer thüendder nüt.

Nei au! es darf uf d'Simſe ſtoh,
Sie gänd em gwüß vum Chillebrot!
Wie pickts! wie nickts! wie iſches froh;
Hät's derig Lüt, ſo iſt kei Noth.

Digitized by Google

Es ſeit zum Wächter: „Hender, Ma,
De Liebgott hät ja zuemer gſeit,
I müeß durchus kei Hunger ha,
Er heb mer All's vor's Züngli gleit."

„Drum nimm i halt, was umme lit,
Drum nimmi, was i chäue cha;
Es iſt gar bös zur Winterszit,
Do bin i mängsmal übel dra."

Es pickt na z'vollig d'Brosmen uf,
Und äugelet die liebe Lüt,
Und ſchwänzelet, und ſeit denn druf:
„Jez lebed wohl und zürned nüt!""

Friſch und fröhlich ſind auch Meyers „Rigilieder", durch die der würzige Odem des Berg- und Ferienlebens weht, ſeine bedeutendſten Gedichte aber ſind das Idyll: „De Heuet", ein traulich feſſelndes Bild aus dem zürcheriſchen Bauernleben, und das „Geſpräch über den beſten Stand", eine humoriſtiſche Verherrlichung des Bauernſtandes, welche bei Schulanläſſen ſchon oft als kleines Feſtſpiel von der Jugend aufgeführt worden iſt.

Ueberhaupt bewegt ſich Konrad Meyer mit Glück im Anſchauungskreis der Jugend; ſein „Haggema", ſein „Trubehansli", ſeine „Warnung" und ſein „Landmann im Frühjahr" ſind Perlen der zürcheriſchen Kinderliteratur und nähern den Dichter einem Staub, Bänninger, Rüegg und Schönenberger, den vorzüglichſten Pflegern dieſer Poeſiegattung.

In der Behandlung der Sprache zeichnen ſich ſeine Gedichte aus durch den leichten Fluß der Strophen und Reime, durch die Würze ächt volkstümlicher Wendungen und Ausdrücke und eine Kraft, welche mit künſtleriſchem Feinſinn alle ſtoßenden Derbheiten vermeidet.

Ein mit demjenigen Konrad Meyer's verwandtes Talent

bezeugt Otto Haggenmacher,*) geboren den 21. Februar 1843 in seiner Vaterstadt Winterthur. Seine Mutter war die treffliche Schriftstellerin Susanna Kübler, deren „Kluge und einsichtige Schweizerin" tausenden und tausenden von jungen Frauen eine treue Beraterin war, und in Johannes Scherr, dem politischen Kämpfer von 1848, dem berühmten Professor und scharfschneidigen Schriftsteller, der seiner Gattin unter dem Titel „Nur eine Frau" in der „Gartenlaube" einen so rührenden Nachruf gewidmet, fand er nach dem frühen Tod seines eigenen Vaters seinen Stiefvater.

Seine Jugend verbrachte Otto Haggenmacher in Stuttgart, nach der Flucht Johannes Scherrs im Jahr 1848 bald in Zürich, bald in Winterthur. Als Jüngling wurde er Student der Theologie und wirkte nach größeren Reisen im Ausland von 1866—1871 als Pfarrer in Richtersweil, von wo er in letztgenanntem Jahr an die St. Peterskirche in Zürich berufen wurde und sich als Kanzelredner einen vorzüglichen Namen erwarb. Dennoch trat er 1888 von dem Stand der Geistlichen zurück und lebt seither als Professor der deutschen Sprache an der Kantonsschule in Zürich.

In schriftdeutscher Sprache gab Otto Haggenmacher 1873 „Dichtungen (lyrische und epische)", 1874 „Atlantis", ein Epos, 1878 „Neue Dichtungen", 1881 die Erzählung „Danae", 1884 „Die Gefangenen, Geschichten und Bilder in Arabesken", 1887 „Still und bewegt, neue Dichtungen", und außer diesen poetischen Werken zwei wissenschaftliche Abhandlungen über den „Ursprung der Religion" und „Sebastian Frank" heraus; Novellen und Gedichte von ihm finden sich in verschiedenen Zeitschriften, z. B. in Robert Weber's „Helvetia".

Seine mundartlichen Gedichte sind in den vorgenannten

---

*) Quellen: Otto Haggenmacher's Werke. Mündliche Mitteilungen.

Digitized by Google

Sammlungen, sowie in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. Seine „Feuf Züritütschi Gsätzli“ in dem Buch „Still und bewegt“ sind voll fröhlicher Laune und Lebendigkeit, die Anschauungs- und Redeweise ihrer Gestalten aus dem vollen Volkstreiben gegriffen, „D' Wöscherwyber“ in der „Helvetia“ 1888, ein drolliges Bild aus dem Mägdeleben, durch künstlerische Abrundung und bedeutenden poetischen Gehalt ausgezeichnet das Idyll: „'S Büebli und de Mond“.

„De Mond schynt hell i d'Maienacht. Es Büebli ist na wach
Und rüeft: „Chumm, Mueter, gschau de Mond det über 's Nachbers Dach!“
Und d' Mueter chunnt und nimmt de Schatz uf d' Schooß und chüßt em druuf
Sis herzig Gsicht und lueget au zum Mond am Himmel uuf.
De gaht so lys, so müüslistill sin Weg dur 's Sternfäld hy,
Und Wülchli, wullig wyß wie Schaaf, ziend sachti dra verby.
Und still wird 's au i Berg und Tal, es rüst sie Alls zur Rue.
Der Abigwind ellei no weht dur 's Bluest hi ab und zue.
Da fragt das Büebli eismals dänn: „Säg, Müeterli, wer znacht
De Mond an Himmel stellt, und säg mer au, wer hät en gmacht?“
Und d'Mueter seit: „Min liebe Schatz, de Herrgott schickt en uus.
Er hät en gmachet, daß er znacht erlüüchti Hof und Huus!“
„Säg, Müeterli, fahrt 's Büebli furt, „was hät de Mond na z'tue,
Wänn Alli schlafe ggange sind und d' Aeugli schlüüßed zue?
Er bruucht ja nümme z'schyne dänn, wänn Alli schlafe tüend,
Und 's ist ja wieder heiter, wenn 's am Morgen ufstah müend.“
„Wänn Alli schlafe ggange sind, dänn styged d' Aengel lys
Uf d' Erde und si schryted still dur Wald und Säld und Wis
Und wäbed dänn ganz hübscheli es Gwand us luuter Duft
Und sticked Diamante dry und Chralle chlar wie Luft,
Und leged dänn das prächtig Gwand de Pflanzen allen a,
Und jedes Blüemli, jede Halm mues sini Chralle ha.
Drum daß si ordli wäbed, luegt de Mond vom Himmel zue
Und seit, wenn s' fertig sind: Nu gönd ihr Aengel au zur Rue,
Und staht am Morge d' Sunnen uf und gugget über d' Au,
So blitzt's und glitzeret's überal vom chlare Morgetau.“
„I möcht emal so Aengel gseh,“ seit 's Büebli. „Schatzechind,

Digitized by Google

Me cha ſ' halt nid wie d' Mänſche gſeh, wil's nid wie Menſche ſind.
Und doch ſind ſ' da. Vil chömed au zu guete Chinde znacht
Und halted, ſchlafed d' Chinde, ſtill an irem Bettli Wacht.
Und wird eis chrank, ſo hälfed ſ' gern den Eltere i der Not,
Und mues eis ſterbe, träged ſ' es dänn hei zum liebe Gott.
Und daß ſie beſſer wache chönd und nüd verſuumed, ſtaht
De Mond am Himmel znacht und luegt, daß Alles richtig gaht."
„Säg, Müeterli, wird dänn de Mond nüd ſchüüli müed dernah?"
„Wowol, min Liebe, au de Mond will öppe Schlafzyt ha.
Dänn zieht er d'Thappe über's Gſicht und ſeit: Ihr Lüüt, guet Nacht!
Und ſeit zum Sterne: Liebi Sründ, händ ihr iez für mich Wacht.
Und wenn er 's gern, wien öppe mir, ſo rächt bumadig hett,
So macht er ſi us Wulcheflum e rächt behaglis Bett."
„Da hät er rächt," ſeit 's Büebli gſchwind, „de Mond iſt gſchyd und guet,
Jez aber ſäg mer na, worum er öppe ſchile tuet?
Und gſpäßig dunkt's mi, daß er chan an allen Orten ſy;
Me mag nu laufe, wo me will, ſo iſt de Mond deby.
Weiſt, wo mer furt vom Aetti ſind, ſo hämm mer'n det ja gſeh,
Und iezed ſimm mer ja diheim, und ſchynt er nu na meh."
Da lachet d' Mueter: Liebe Schatz, i mein, du biſt nid gſchyd.
Was du nüd alls im Niggel häſt! De Mond, de ſchiled nid.
Doch luegt er d' Lüüt au öppedie es bitzeli bös a,
Und bſunders au di chlyne Chind, händ ſ' öppis Urächts ta.
Los nu, min Schatz: Es iſt emal es Läckersbüebli gſy,
Das hät gern Obs im Bungert gfickt, hät 's Niemert gſeh deby.
Und au emal na zabig ſpat ſchlycht 's furt, go Birre neh,
Und wott mit volle Secke hei, und meint, 's heb 's Niemert gſeh.
Doch Oepper hät 's wol gſeh — de Mond, wo juſt ufggange iſt;
De dänkt: Wart nu, du chlyne Schölm, hüt nützt der nüt di Liſt.
Das Büebli rännt, ſo vil's nu mag, es wird em angſt und weh,
Und ränkt 's um d' Eggen au, 's hilft nüt, es mues de Mond doch gſeh.
Und luegt 's en a, ſo chunnt 's em vor, er gſäch ganz füürig us
Und wink em zue. Dem Büebli wird 's ganz füttigheiß vor Gruus,
Und alli Birre wirft 's eweg vor Angſt und rännt devo,
Als rüefti luut de Mond em nah: Schölm Schölm, i känn di ſcho!
Und wo 's ſo ſpat erſt hei cho iſt, voll Angſt na und erhitzt,
Da hät 's ſin Vater nah zum Loh es bitzli duregfizt.
Jetzt weiſt, min Schatz, worum de Mond chan überal hy gah;

Digitized by Google

'S iſt drum, daß Kein, wo bosge tuet, der Straf etrünne cha. —
Säg, häſt du öppen au ſcho gfickt?" fragt d' Mueter zletſte do;
Und 's Büebli ſchwyget, luegt in Mond, und d'Tränli wend em cho.
Dänn ſeit 's: „I ha na nüt ſo ta, und will nie derigs tue."
„Se, las mi luege," d' Mueter ſeit, „was meint de Mond dezu?
Wowol, 's iſt guet. Er gugget ja mis Büebli früntli a,
Und drum, wil d' au ſo brav gſyn biſt, mueſt morn en Batze ha.
Jezt aber iſch es Zyt i's Bett, bätt na und dänn: Guet Nacht!
Ihr Aengel und du liebe Mond, händ bi mim Schatz guet Wacht."
Und 's gaht nid lang, ſo ſchläflet ſcho das Büebli glückli y,
Und dur ſis Chöpfli ſchwäbed Träum ſo zart wie Vollmondſchy."

Einige hübſche mundartliche Gedichte: „Drohung", „De Leckersbueb", „'s Annebabeli", welche die kurze, kräftige Volksſprache glücklich treffen, ſind auch enthalten in den „Gedichten" (1850) von Dr. Jakob Kübler, geboren 1827 zu Winterthur, ſeit 1851 Pfarrer zu Neftenbach, der ſich durch das „Heldenbuch der Schweiz", 1856, durch die „Neuen Gedichte", 1863, und durch ſeine „Erzählungen aus der helvetiſchen Revolution" als poetiſcher, durch önologiſche Schriften als landwirtſchaftlicher Schriftſteller einen bedeutenden Namen erworben hat.

Nachdem ſchon Corrodi in ſeinen „Geſchichten" in der Erzählung „Ein Weſpenſtich" die zürcheriſche Mundart mit Glück auf novelliſtiſchem Gebiet angewandt, hat Karl Biedermann mit ſeinen „Erzellige us Stadt und Land" 1888 auf dieſem Felde der Dialektdichtung einen bedeutenden Erfolg errungen.

Karl Biedermann wurde im Jahr 1824 als Pfarrersſohn zu Pfungen geboren, erlernte als Jüngling das Handelsfach, und nach einem achtjährigen Aufenthalt in der Fremde gründete er ſich ein eigenes Geſchäft zu Wyl auf dem Raſzerfeld. In ſeinen freien Stunden widmete er ſich mit Vorliebe dem Studium der allgemeinen und lokalen Geſchichte und als Frucht dieſer Studien erſchien von ihm im Feuille-

Digitized by Google

ton der „Bülach-Dielsdorfer Wochenzeitung“ im Jahr 1881 eine „Geschichte des Bezirkes Bülach“, 1882 eine „Geschichte des Bezirkes Dielsdorf“, späterhin veröffentlichte er im Feuilleton des „Landboten“ mundartliche und schriftdeutsche Novellen und ist gegenwärtig auch Mitarbeiter am Sonntagsblatt des „Bund“. In den „Erzellige us Stadt“ sind eine Anzahl seiner mundartlichen Novellen in Buchform gesammelt; weitere Veröffentlichungen stehen bevor.

Die Stärke und Schönheit der Biedermann'schen Erzählungen liegt nicht sowohl in einem großen poetischen Gehalt oder in einem künstlerischen Aufbau, denn sie sind in dieser Beziehung überaus schlicht, ja fast kunstlos; sondern in der Fülle von feiner, glücklicher Beobachtung und Belauschung unseres Volkslebens und einer geschickten Verwendung culturhistorischen Materials, auf dessen Untergrund die Gestalten als treugezeichnete Kinder ihrer Zeit und Sitte einherwandeln. In dieser Richtung sind namentlich die beiden Erzählungen „Als der Großvater die Großmutter nahm“ eine Winterthurergeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, und „Wie d' Strauhüet uf's Rafzerfeld cho sind“, ausgezeichnete novellistische Bilder, während: „E Reis uf Karlsrueh abe“ die andern an poetischer Anmut überragt.

In anerkennenswerter Reinheit und behaglicher Breite strömt aus diesen Erzählungen, deren Kern gewöhnlich eine einfache Herzensgeschichte ist, die zürcherische Volkssprache, gewürzt von einem freien, aus dem Volksleben sich von selbst ergebenden Humor und weht uns an wie Heimatluft, so daß man sich beim Lesen dieser Geschichten angenehm in die Anschauungen und Lebensverhältnisse des zürcherischen Stadt- und Landvolks in vergangene Zeiten versetzt.

Wie Karl Biedermann das Erbe Corrodi's auf dem Feld der poetischen Erzählung übernommen hat, so sind anderen

Digitized by Google

ſeine mundartlich dramatiſchen Werke zum Vorbild geworden; doch darf im Voraus bemerkt werden, daß ihn von allen ſeinen Nachfolgern keiner an dichteriſcher Kraft erreicht hat.

Unter den Verſuchen dieſer Art ſind diejenigen Leonhard Steiner's, der auch durch die Vielſeitigkeit ſeiner Talente an Corrodi erinnert, am bekannteſten geworden. Leonhard Steiner wurde 1836 als älteſter Sohn eines Kaufmanns in Zürich geboren und hatte das Glück, als Gymnaſiaſt und angehender Kaufmann eine ziemlich umfangreiche Bildung zu genießen und in drei Wanderjahren, die ihn nach Oberitalien, England und Frankreich führten, die Welt kennen zu lernen.

Von 1858 bis 1882, erſt als Anteilhaber des zürcheriſchen Rohſeidenhauſes Uſteri, Muralt & Cie., von 1863 bis 1866 als Vicedirektor der ſchweizeriſchen Kreditanſtalt, von da an als Leiter eines eigenen Seidengeſchäftes kaufmänniſch tätig, wandte er ſich vom Handelsfach, das ihm mehr Dornen als Roſen gebracht, der Kunſt zu und lebt ſeither als Aquarellmaler und Schriftſteller zu Hottingen.

Schon als Kaufmann hatte Leonhard Steiner in den geſelligen Kreiſen Zürichs und namentlich in der Sektion Uto des S. A. C., der er einige poetiſche Reiſeſchilderungen in Mundart, z. B. „Glärniſchfahrt" 1879, widmete, als launiger Gelegenheitsdichter einen bedeutenden Ruf erlangt und ermuntert durch den Beifall, den ſeine Erſtlinge gefunden, führte er ſich durch eine Reihe mundartlicher Luſtſpiele in die Dramatik ein.

Im Jahr 1883 erſchienen ſeine „Lebedi Bilder" in vier Akten, und „Weggen und Mühlerad", in den folgenden Jahren eine Reihe von Einaktern: „Au en Verein", „Zwüſchet Eis und Zwei", „'s Engliſchchränzli" ꝛc., dann das dreiaktige: „Edelwyß" und „Am Sängerfeſt".

Digitized

Alle diese größern und kleinern Lustspiele ziehen ihre Stoffe aus dem Leben der Stadtzürcher. Demgemäß liegt auch die Anmut der Sprache und Charaktere mehr in einer gewissen Zierlichkeit als in einer volkstümlichen Kraft; doch ist Leonhard Steiner dadurch auch dem Possenhaften und Allzuderben ferngeblieben, das unserer mundartlichen Dramatik vielfach anhaftet und ersetzt dieses glücklich durch einen heimeligen Humor.

Das bedeutendste unter seinen Lustspielen ist „Edelweiß", worin er mit Geschick das Kur- und Touristenleben des Hochgebirgs als Rahmen für eine allerdings einfache Handlung verwendet. Das Interesse dieser concentrirt sich auf die jugendliche Malerin „Berta Brunner", eine Gestalt, die eines warmen Hauchs der Poesie nicht entbehrt, während andere Figuren, z. B. diejenige des Bergferen „Eduard Wirz" ein sehr diskretes Spiel erfordern, um lebenswahr zu erscheinen.

Neben den besten Stücken Leonhard Steiners hat der dramatische Verein in Zürich, der sich ein großes Verdienst um die Hebung des mundartlichen Theaterstücks erworben, namentlich auch das „Züritüütsch" von Wilhelm Fürchtegott Niedermann mit Erfolg auf die Bühne gebracht.

Ein Teil des Beifalls, den dieses Stück fand, ist wohl auf einen tendenziösen Zug desselben zu setzen, indem es wesentlich eine Verherrlichung des rauhen, etwas unbeholfenen zürcherischen Charakters und Dialekts gegenüber feinem Weltschliff und schriftdeutscher Phrasenfertigkeit ist; ein anderer auf die in der Tat gesunde Idee, einen für Politik und Vereinswesen schwärmenden jungen Mann seiner Familie, die durch ihn an den Rand des Verderbens gerät, mittelst allerlei bitterer Erfahrungen wieder zu gewinnen.

Unter den Charakteren ist namentlich „Götschi" eine hübsche humoristische Figur, auch die Vereinsbrüder sind nach

Digitized by Google

dem Leben gezeichnet. Dabei gebietet der Verfasser über eine bedeutende Bühnentechnik, so daß das Stück, wenn es auch so wenig wie Corrodi's oder Steiner's Lustspiele auf psychologische Tiefe Anspruch zu erheben vermag, zu den beachtenswertesten Anläufen der zürcherisch mundartlichen Dramatik gehört.

Der Verfasser desselben, 1841 zu Zürich geboren, studirte eine Zeit lang Theologie, wandte sich dann aber der Journalistik zu und lebt, nachdem er sich mehrere Jahre im Norden aufgehalten, als Redaktor des „Merkur", eines volkswirtschaftlichen Wochenblattes, als Mitarbeiter und Feuilletonist mehrerer großer Zeitungen und geschätzter Theaterrecensent zu Zürich.

Außer dem „Züritüütsch" sind von W. F. Niedermann noch vier einaktige mundartliche Lustspiele: „Terzett mit Hindernisse", „Us em Welschland", „Fervergorgig", „Zwo Abrechnige", im Druck erschienen und ein anderes, nur in Manuscript vorhandenes Lustspiel von ihm: „Im Wümmet", ist zu wiederholten Malen aufgeführt worden.

1888 tauchten auch im Buchhandel „Kleine Volksdramen für dramatische Vereine und Familienkreise" von J. C. Wild-Lüthy auf, welche neben einigen schriftsprachlichen auch die mundartlichen Arbeiten „De Prozeß", eine Idylle, „Die Mülleri", eine Posse, und die ländliche Scizze „Er häd öppis vergesse" enthalten. Sie sind von Freundeshand herausgegeben, denn der Verfasser derselben, geboren 1806 zu Richtersweil, der erst als Soldat in französischen und neapolitanischen Kriegsdiensten, dann als Schiffscapitän zu Luzern, später als Teilhaber der Firma Vogt & Wild zu Küsnacht am Zürichsee lebte, ist schon 1872 gestorben.

Erwähnen wir zum Schluß noch die mundartlich dramatischen Bestrebungen Ulrich Farners: „Es Gheimnis

Digitized by Google

us der Schoffelgaß und us em Niederdorf", „De letzt Postillon vom Gotthard" ꝛc., diejenigen J. Rötzli's: „Der Abigschluß vom Schlußabig", und J. J. Rahm's: „Am Geburtstag" ꝛc., so haben wir damit die äußerste Grenze der mundartlichen Hervorbringungen erreicht, welche in den Rahmen einer literarischen Darstellung gezogen werden können.

Unzweifelhaft ist das mundartliche Drama das dankbarste Feld, auf dem die schweizerischen Dilettanten- und Volksbühnen ihre Freude am Schauspiel betätigen können und die Erfahrung belegt es, daß ein mundartliches Theaterstück in unsern Volkskreisen eine freundliche Aufnahme findet, sofern es auch nur den bescheidensten Ansprüchen dramatischer Kunst genügt, ja die bereits vorhandene mundartlich dramatische Literatur hat das Gute gewirkt, daß durch ihre Concurrenz eine Reihe geist- und characterloser schriftdeutscher „Lustspiele" von den schweizerischen Volksbühnen verschwunden sind.

Allein, daß diese Literatur noch selber einer bedeutenden Vervollkommnung und Vertiefung bedarf, wenn sie ihren Platz voll und ganz ausfüllen soll, steht außer Frage; bis jetzt hat sie sich begnügt, an der Oberfläche unseres Volkslebens zu schöpfen; die Volksstücke, wie sie einige österreichische Dialekte besitzen, fehlen uns ganz.

Uebrigens scheint unsere alemannische Mundart, die sich für dramatische Charakteristik wohl vortrefflich eignet, doch für das Drama selbst ein zu enges Gefäß zu sein, um jene tiefen seelischen Conflikte darzustellen, die in den Begriff des ächten Schauspiels hineingehören.

Freuen wir uns immerhin der anerkennenswerten Versuche, welche in dieser Richtung gemacht worden sind, und beglückwünschen wir alle diejenigen, welche die Mundart mit einem ernsthaften Streben nach künstlerischer Gestaltung dichterisch bebauen.

Digitized by Google

Die mundartliche Kinderliteratur.

Von jeher hat sich die mundartliche Poesie als eine treue liebevolle Freundin der Jugend erwiesen. Die ältesten Denkmäler unserer Heimatsprache sind Reime, die im Mutter- und Kindermunde leben:

„Rite, rite, Rößli,
Z' Bade staht es Schlößli,
Z' Rom staht e goldis Hus,
Lueget drei schön Jumpfere drus,
Die eint spinnt Side,
Die ander schnetzlet Chride,
Die dritt spinnt Haberstrau,
B'hüet di Gott mis Chindli au!"

So weit greift dieses Gedicht in die Vergangenheit unseres Volkes zurück, daß sich darin in der Gestalt der drei schönen Jungfrauen oder „Mareien", wie sie in einer Variante des Lieds genannt werden, wenn auch etwas verwischt, die altgermanische Vorstellung von den drei Nornen, den Schicksalsschwestern, erhalten hat. Nicht viel jünger mag das Lied sein: „Joggeli wott go Birli schüttle, d' Birli wend nid falle", und manche andere wie „Engeli, Engeli Zitli, weck mi morn bizitli" reichen wenigstens um Jahrhunderte zurück.

Zwischen Kind und Mundart besteht eine innige Lebensgemeinschaft, denn die kleine Welt des Kindes, das Haus, das Dorf, die Heimat, ist auch die kleine Welt der Mundart,

Digitized by Google

und die sinnlich kräftige Sprache des Mütterleins ist selber so sehr vom Hauch eines warmen, reinen Kindergemüts durchdrungen, daß sie wie das Mütterlein mit natürlicher Leichtigkeit zum Sinnen und Denken des Kindes herniedersteigt, daß sich in ihr die Vorstellungen des Kindes mit Farben sättigen, die Gegenstände mit einer Seele beleben und mit dem Odem der Poesie zu atmen beginnen, während die vornehmere Schriftsprache nur blasse Vorstellungen erzeugt und das Kind durch einen fremden Zug verwirrt.

Darum war die Kinderpoesie von jeher gerne mundartliche Poesie, die mundartliche Poesie, weil sie die Kraft besitzt, so tief ins Kinderherz hinein zu sprechen, gern Kinderpoesie. Unsere bedeutendsten Dialektdichter, ein Usteri, ein Stutz, ein Corrodi, haben ihrer Dichtung da die ausdauerndsten Flügel geliehen, wo sie, in die realistisch poetische Welt der Jugend hineingreifend, Stoffe behandelten, die wieder zum empfänglichen Sinn der Jugend sprachen, und auch ihre Nachfolger haben, sofern sie wenigstens nicht mit einem der Poesie und dem Kindergemüt gleich fremden Moralisiren den Blütenstaub der Unmittelbarkeit von ihren Gedichten nahmen und damit den feinfühligen Kindersinn verletzten, ihre schönsten Erfolge auf dem Gebiet des Kinderliedes und der Jugendschriftstellerei errungen.

Schon früher als die schriftdeutschen Kinderbücher August Corrodi's und viel früher als sein alemannisches Kindertheater war im Kanton Zürich eine mundartliche Kinderliteratur entstanden, welche gemeinsam mit schriftdeutscher Jugendpoesie durch hübsch illustrirte, billige Neujahrsschriftchen den Weg zu fast allen zürcherischen Kindern fand. Seit bald fünfzig Jahren jubeln je zur Weihnachtszeit tausend und tausend jugendliche Stimmen den Büchelchen entgegen, glänzen tausend und tausend Kinderaugen im Anblick der künstlerisch ausgeführten Bilder, lautiren tausend frische Lippen die mundart-

Digitized by Google

lichen Lieder, bis ſie ein manchmal lebenslang andauerndes Eigentum des Gedächtniſſes werden und in aller Munde fortleben. Dieſe Büchelchen haben mit ihren Rythmen und Reimen in ſo vielen Kinderherzen die Flamme des Guten und Schönen, der Heimatliebe und des Schweizerſinns angefacht, in ſo manches arme, ſich nach Sonne ſehnende Kindergemüt mit einem warmen Strahl der Poeſie hineingeleuchtet, daß wir den Dichtern derſelben mit Recht einen eigenen Abſchnitt zugeſtehen dürfen.

Als Vorläufer der mundartlichen Kinderliteratur, wie ſie uns ſo herzerfriſchend in den Kinder- und Feſtbüchlein entgegentritt, verdient der „Kalender für Kinder", herausgegeben von J. J. Bär, Sekundarlehrer in Männedorf, ein in Anlage, Durchführung und Ausſtattung für ſeine Zeit (1834—1841) gleich ausgezeichnetes, illuſtrirtes Kinderbuch, eine Ehrenerwähnung. In dasſelbe hat namentlich Stutz viele mundartliche Gedichte geliefert, ferner findet ſich darin 1835 auch ein hübſches mundartliches Gedicht „De Samichlaus" von Rudolf Tanner von Richtersweil (1781—1853), dem Illuſtrator der Stutz'eſchen „Gemälde aus dem Volksleben" und von G. Wolf, Pfarrer in Seuzach, neben andern auch das Gedicht: „Die Knaben auf der Schlittbahn", das jetzt noch im Mund der zürcheriſchen Jugend lebt:

„Bube, Bube, liebi Bube
ſönd doch au kei Händel a;
lönd die große Menſche zangge,
aber ihr müend Friede ha" etc.

Der Begründer der ſpätern zürcheriſchen Kinderbücher iſt Johannes Staub,*) der das Feld der poetiſchen Jugend-

*) Quellen: Staub's Kinderbücher. Pädagogiſcher Beobachter 1880.

literatur während 37 Jahren mit dem Geschick eines ächten Dichters bebaute und eine der ersten Stellen nicht nur unter den zürcherischen, sondern unter allen Jugendschriftstellern verdient hat.

Er wurde am 10. Dezember 1813 im Niederdorf zu Zürich geboren, verlor aber schon im Alter von zehn Tagen seinen Vater, und als der Knabe achtjährig war, wurde seine treue Mutter durch die Armut gezwungen, ihren Johannesli dem Waisenhaus zu Männedorf zu übergeben, in welcher Gemeinde sein Vater verbürgert war. Vier Jahre aß er dort das bittere Brod des Waisenknaben, bildete sich dann in Bendlikon zum Steingutmaler aus und wanderte, siebzehnjährig und konfirmirt, als Handwerksbursche bald arbeitend, bald fechtend, durch Süddeutschland, bis nach Hirschau bei Regensburg; dort erwachte im Umgang mit einem gebildeten Meister seine poetische Anlage und kam in den ersten Liedern, die Staub sofort drucken ließ, zu Worten.

Als der fünfundzwanzigjährige Steingutmaler und Dichter aus der Heimat von Thomas Scherr und dem neugegründeten Lehrerseminar zu Küsnacht hörte und ihm dann durch eine kleine Erbschaft die Mittel für seinen Unterhalt zufielen, eilte er, begeistert für den Beruf eines Erziehers, in sein Jugendland zurück, setzte sich zu Küsnacht noch ein Jahr auf die Schulbank und fand in Scherr nicht nur seinen vorzüglichen Lehrer, sondern bald auch seinen väterlichen Freund, der das poetische Talent des leicht erregbaren Zöglings mächtig zu spornen verstand. Ausgerüstet mit einem schönen Stück Welterfahrung und von liebenswürdigen Formen des Umgangs, dazu voll Mut und Aufopferungsfähigkeit für seine Freunde, unter welchen er zweien einst mit eigener, großer Gefahr das Leben rettete, wurde Johannes Staub der Liebling aller die ihn kannten.

Vom Frühjahr 1839 bis zum Frühjahr 1840 leitete er die Schule zu Ohringen bei Winterthur:

Digitized by

„Weit vom lauten Stadtgewühle liegt mein Gärtchen, traut und klein,
Wo ich pflanze, wo ich pflege holde Blümchen zart und fein"

und nach kurzer Lehrtätigkeit zu Dachseln, die Elementarschule zu Fluntern, wo er sich in dreiunddreißigjährigem Dienst die herzlichste Anhänglichkeit von Alt und Jung erwarb. Im Schoß seiner Familie fand er einen vom Rosenschein der Poesie beglänzten Lebensabend. Am 11. April 1880, als der Lenz seine Blumen über die Erde streute und die Kinder sein Mailied sangen, legte der gemütvolle Lehrer und Dichter, der lebenslang ein Kind mit offenen Mannesblicken gewesen war, sein Haupt zur Ruhe.

Im Jahr 1843 hatte er sein erstes Kinderbüchlein hinaus zur frohen Jugend gesandt, im Jahr 1855 sein zwölftes und wegen des lebensfrischen Humors, der innigen Liebe und des innigen Verständnisses für die Kinderwelt, wegen einer naiven Religiosität, welche daraus herausleuchtet, haben sie bis zum Tod des Verfassers trotz aller Concurrenz immer wieder neue Auflagen erlebt.

Manche der darin enthaltenen mundartlichen Gedichte, so: „'s Marie gaht is Hüenerhuus", „d' Krämeri" 2c.*) sind in ihrer Art geradezu klassische Stücke und das Lied „Vom armen Gritli" wird so oft Tränen aus den Kinderaugen locken, als eine Mutter es ihren Kleinen vorsprechen wird.

„Los, Gritli, los: Wie chutets au!
Wie hült und pfift de Wind!
Lueg, wie n er det dur d'Thüre blast,
Wie d'Schibe gfrore sind!

Ach min Gott, Chind, mir ist so weh,
Und d'Nacht wird schüli chalt:
Ach gang au, Gritli, gang is Holz!
Und gäl, de chunnst au bald?"

*) Die Urheberin des schönen Gedichts: „'s Mareili und sis Geißli", welches sich auch darin findet, ist Fräulein Ötiker, Kleinkinderlehrerin in Stäfa.†

So hät en armi, armi Frau
Zu n ihrem Chindli gſait;
E ſchweri Chrankhet hät ſie ſcho
Im Herbſt is Bett ie gleit.
Und 's Gritli wüſcht ſie d'Äugli us,
Und leit ſis Schöpli a;
Und dänkt: „Mis Müeterli, das mueß
En warme n Ofe ha."

Es lauft bergue, der Waldig zue,
Dur Is und Schnee und Wind;
Ach, 's Gritli iſt gar fromm und guet,
Wie nüd vil Chinde ſind:
Es chunnt zum große Tannewald,
Da gſehts keis Wägli meh,
's Iſt All's am Bode n überdeckt,
's Hät nüd as Is und Schnee.

Da wird's em Angſt; im große Wald
Iſt es ſo ganz ällei:
„Ach", jamerets, „wie find ich au
De Wäg denn wieder hei?"
Do nimmt's e Hampfle Brösmeli,
Die i ſim Täſchli ſind.
Und ſtreuts in Schnee, wo's anne gat,
Daß es de Heiwäg find'.

Denn liest es düri Äſtli uf,
Und ſuecht im wite Wald,
Und hät gar weidli Ernſt,
Und 's Schößli füllt ſie bald.
Wo 's Gritli witer gaht im Holz,
Da chömed d'Vögel druf,
Und freſſed em ſi Brösmeli
Halt alli ſuber uf.

Da möcht das Chindli wieder hei,
Denn 's dunklet ſcho e chli,
Es ſuecht am Boden überall,
Und gſeht kei Brösmeli.
Es ſuecht und ſuecht im wite Wald,
's Lauft ängſtli hin und her,
Es rüeft, es ſchreit; ſis Bürdeli
Wird ihm gar ſchüli ſchwer.

En chalte Wind pfift wüeſt dur 's Holz,
Und macht em bang und weh;
Es findt kein Wäg, es findt kein Stäg,
Es dunklet immer meh.
Und d'Nacht chunnt ſchwarz und iſig chalt,
Es findt ſin Heiwäg nüd,
Und d'Beinli ſind em ſtif und ſchwer
Es frürt, es iſt ſo müed.

Da ſchreits und ſitzt in g'froine Schnee,
Und fleht zum liebe Gott!
„Verlaß au du dis Gritli nüd!
Hilf du mir us der Noth!"
Und tuſig Sternli lächlet druf
Ihm hell und fründli zue,
Es iſt, als ob ſie ſäge wänd:
„Chumm, Gritli, chumm da ue!"

Dem Chindli falled d'Äugli zue,
Vor Müedi ſchlummrets i.
De Herrgott ſchickt em ſchöni Träum
Vom warme Sunneſchi,
Vom Garte volle Roſeſtrüch,
Vom Bäumli nett und ſtolz,
Vom Chrieſibluеſt, vom — ach! wie hült
De Byswind au dur 's Holz!

Digitized by Google

Wie ſchreit däheim das Müetterli,
Wie iſch em angſt und bang!
Sie rüeft, ſie chlagt: „Mis Chindli ach!
Wo blibſt du au ſo lang?“
Mit ihrem Schmerz iſt ſie ällei
Die ganzi langi Nacht,
So hät ſi uf em Chrankebett
Die Stunde durreg'wacht.

De Morge chumt, da ghöred d'Lüt
Der Muetter Jammergſchrei,
Und daß ſid nächt das Griteli
Müd us em Holz cho ſei.
Und, wäger, da händs großi Angſt,
Und ſind erſchrocke drab,
Denn alli Lüt händ 's Gritli lieb
Im Dörfli uf und ab.

Und Groß und Chli und Alles lauft
Und ſuechet rings im Wald;
Da findet ſis; im Brombeerg'ſtrüch
Sitzt s' Gritli ſtarr und chalt.
's Lit mit dem Chöpfli uf ſim Holz,
Es lächlet na e chli,
As ob em Öppis traume wurd;
's Iſt halt — erfrore gſi.

Der Muetter trait me 's Lichli hei,
Doch ſie hät's nümme gſeh,
De Herrgott hät ſie au erlöst,
Von allem Erdeweh.
Er hät's gar guet mit Beede g'meint,
Und 's Müetterli und 's Chind,
Sie händ kei Noth und Mangel meh,
Wil's iez im Himmel ſind.

Mit einigen Tendenzromanen, welche Staub im Anfang der Vierzigerjahre herausgab, hatte er trotz ihrer ſchönen freiheitglühenden Sprache kein Glück, hingegen bewährte er ſich als zeitweiliger Redaktor des „Republikaner“ und des „Vettergötti“, zweier Kalender, als tüchtiger Volksſchriftſteller, im „eidgenöſſiſchen Briefſteller und Geſchäftsfreund“ gab er den ſchweizeriſchen Handwerkern und Handelsleuten ein ſehr brauchbares Buch in die Hand, ſein „Aufſatzbüchlein für Ergänzungsſchüler“ erlebte eine Reihe von Auflagen und in der Volksſchrift: „Die Pfahlbauten der Schweizerſeen“ hat er ein wiſſenſchaftliches Thema in hübſcher Art populariſirt.

Allein ſeine ſchriftſtelleriſche Ader ging doch hauptſächlich auf das Gebiet der Kinderliteratur, die er im Jahr 1872 durch das illuſtrirte „Neue Kinderbuch“, voll ſchöner,

Digitized by Google

heiterer Kinderlieder, bereicherte und endlich erschien unter seiner Redaktion das „Bilderwerk zum Anschauungsunterricht“, dessen achtundvierzig Doppeltafeln in Farbendruck zwar keinen künstlerischen Maßstab ertragen, aber in dessen Anhang von Liedern, Erzählungen und Märchen Staub noch einmal aus dem reichen Fond seines Gemütes mit aller Wärme und Innigkeit zu der Jugend sprach.

Angeregt durch die dichterischen Erfolge Staubs vereinigten sich im Anfang der Fünfzigerjahre eine Anzahl Lehrer zu einer Gesellschaft, um die zürcherische Kinderliteratur im Sinne ihres Begründers weiter zu pflegen und zu bebauen. Obgleich dieser selbst sich diesem Vereine fernhielt, gedieh das Unternehmen in erfreulicher Weise. Lange Zeit war Johannes Jakob Bänninger*) die Seele desselben.

Dieser gemütvolle, poetisch beanlagte Kinderliederdichter wurde am 24. Juli 1821 zu Embrach einer mit vielen Kindern bereits gesegneten Bauernfamilie geboren und genoß bei „Zeugnis“, „Lehrmeister“ und „Waserbüchlein“, welche mechanisch auswendig gelernt wurden, einen höchst dürftigen Volksschulunterricht, doch hatte er das Glück, von den verständigen Eltern öfter Spielzeug zu erhalten und alle Jugendfreuden eines Dorflebens mitgenießen zu dürfen.

Nachdem er einige Jahre keinen Unterricht mehr genossen hatte, trat er 1836 als fast fünfzehnjähriger Junge durch die Vermittlung des Dorfpfarrers in die neu gegründete Sekundarschule zu Embrach ein und wurde trotz seiner geringen Vorbildung der Liebling seines Lehrers Stötzner und 1838 Schulpräperand, was ihn überglücklich machte, so daß er jubelnd in die Worte ausbrach: „Jetzt kann es mir nicht mehr fehlen, jetzt werde ich Lehrer!“

Als Bänninger im Frühling 1838 wirklich Seminar-

*) Quellen: Bänningers Werke. Pädagogischer Beobachter 1880.

Digitized by Google

zögling wurde, übte Thomas Scherr auf ihn den nämlichen Zauber aus wie auf Joh. Staub, und als im Märzsturm ein Zug fanatisierter Landleute das Seminar bedrohte, da war auch er einer der vielen Treuen, welche bereit waren, für die Anstalt mit Gut und Blut einzustehen. Während seines ganzen Lehrerlebens ist er nie müde geworden, für Scherr, diesen ausgezeichneten Mann, den er so voll und ganz verstanden, mit flammendem Wort einzutreten.

„Der eine tadelt ihn mit frechem Munde,
Der Andre schießt nach ihm mit Pfeil und Bogen,
Und alle bauen auf des Meisters Grunde."

So schließt er eines seiner begeisterten Sonette auf denselben.

Schon als Seminarzögling hatte er während eines halben Jahres die Schule Wallikon bei Pfäffikon versehen, besuchte die Anstalt jedoch dann noch ein Vierteljahr unter Scherrs Nachfolger, Direktor Bruch, um am 1. November 1840 als patentirter Lehrer die Schule Geroldsweil bei Weiningen zu übernehmen, wo sich zwischen ihm und den Eltern eine innige Freundschaft entwickelte. Aus dem friedlichen, freundlichen Dörfchen wurde Bänninger im folgenden Jahr ohne sein Hinzutun nach Horgen versetzt und fand da in geistig regsamen Kollegen und insbesonders in Pfarrer Boßhardt Freunde und in Anna Suter, einer Handwerkerstochter, seine vorzügliche Gattin. Wie er schon als Knabe einen peinlichen Ordnungssinn, als Jüngling eine strenge Sittsamkeit an den Tag gelegt hatte, so wurde er jetzt ein überaus gewissenhafter Hausvater, der in seiner Familie die reinste Freude und im Kinderleben derselben die dichterische Stimmung fand, um jene naiven, mundartlichen Strophen zu dichten, welche die unmittelbare Frische von Gelegenheitsgedichten atmen — das Wort Gelegenheitsgedicht im Sinne Göthes genommen.

Digitized by Google

Wie reizend klingt sein:

„Frisch mueß mis Büebli rede
Und chräftig wien en Ma,
Denn cha me Freud am Büebli
Und a sim Rede ha.

Wahr mueß mis Büebli rede
En Lug ist nie erlaubt.
Wer unwahr ist im Rede,
Dem wird keis Wort me glaubt.

Verständig mueß me rede,
So bald me rede cha,
En Plapp'rer und en Schwätzer
Git nie ken rechte Ma" —

wie frisch aus dem Leben gegriffen das andere: „'s ist trurig wie 's em Joggeli gaht", das im Mund aller zürcherischen Kinder lebt, wie voll warmen ungekünstelten Gefühls das Lied „Ich bin en arme Hirtechnab", wie durchtränkt von Vater- und Mutterliebe das schalkhafte „Hans Joggeli, Hans Joggeli, de bist en chline Dieb", welch innige Naturlaute finden sich in dem herzigen Gedicht „Mis Gärtli", oder „Losed au, wie tönt 's im Wald", Naturlaute, die wie ein Echo aus der eigenen Jugendzeit ins Ohr und in die Seele des Lesers tönen.

Bänninger war die Poesie eine liebe, trauliche Freundin, die ihm in vielen bitteren Stunden und Erfahrungen wie eine Trösterin vom Himmel zur Seite stand, und daß der Dichter, der im Schlußwort seiner lyrischen Stimmen bescheiden sagt:

„Singlustig bin ich, doch kein Sänger,
Den man recht froh willkommen heißt",

zuweilen auch Laute rührender Gewalt gefunden, mag das nachfolgende Lied belegen, das er dichtete, als ihn der Tod zweier Kinder an den Rand des Irrsinns trieb:

„Wenn ich einst eingeschlafen bin,
Gewährt im Tod mir diese Bitte,
Legt mich zu meinen Kindern hin,
Gebt mir ein Grab in ihrer Mitte!

Digitized by Google

Dann ſtreck ich meine Arme aus,
Nach rechts und links, ſie zu umfangen,
Die ſchlummerfroh im engen Haus
Im Tode mir vorausgegangen.

Ich trotze jeder Scheidewand,
Die mich von meinen Kindern trennet,
Ich faſſe ſie mit ſtarker Hand,
Bis ihre Näh mir Ruhe gönnet."

Der Dichter, der ſo ächte Herzenslaute fand, ſtand in den Sechziger und Anfangs der Siebziger Jahre mitten im Kampf der politiſchen und der Schulparteien; allein ſo ſehr es für die Fortſchrittsmänner jener Zeit eine Freude war, mit dem Wackern Seite an Seite zu ſtehen, für ihn ſelbſt war es kein Glück.

„Es gleicht mein Herz dem tiefen See,
Drin Fiſchlein froh ſich wiegen.
O werfet keinen Stein hinein,
Sonſt bleibt er ewig liegen"

ſingt er, und ein Mann mit einem ſolchen Herzen iſt aus zu weichem Stoff für das Parteigetriebe. Trotz manchen Sonnenſtrahls, der noch ſein Alter traf, trotzdem ſeine Amtsgenoſſen im ganzen Kanton in ihm eben ſo ſehr den ausgezeichneten Methodiker und Schulmann als den Dichter ehrten, trotzdem ihm Alt und Jung in ſeinem Wirkungskreis zu Horgen die rühmlichſte Hochachtung und Liebe entgegenbrachte, trotzdem ein Sohn und eine Tochter zu ſeiner Freude Mitglieder des Lehrerſtands wurden, fiel er immer mehr einer Melancholie anheim, die ſchließlich zum Wahnſinn wurde. Nachdem der unglückliche Mann umſonſt in den Bergen Heilung geſucht, ereilte ihn auf der Rückkehr zum heimatlichen Herd ein trauriges Verhängnis, indem er am 16. Juli 1880 zu Bonſtetten von den Wagen des Zuges überfahren wurde, der ihn ſeinen Lieben daheim hätte bringen ſollen.

Digitized by

Die reizendsten von Bänningers Kinderliedern sind in einer Anthologie: „Blumenleben", eine Auswahl seiner übrigen mundartlichen und schriftdeutschen Gedichte in den „Lyrischen Stimmen aus dem Volke" gesammelt; seiner Lehrtätigkeit hat er durch seine ausgezeichneten methodischen Schriften: „Ein Tag in der Schulstube" und „Der Unterricht im ersten Schuljahr", ein dauerndes Andenken gesetzt.

Acht Jahre früher schon war ein anderer liebenswürdiger Sänger der Kinderwelt, Heinrich Rüegg,*) der treue Freund und Mitarbeiter Bänningers, auf einer ährenschweren Garbe herrlicher Jugendlieder eingeschlafen. Staub, Bänninger, Rüegg – schwer dürfte es zu entscheiden sein, welcher von ihnen mehr poetische Gewalt über das Kindergemüt besessen hat. Beobachtete Staub das junge Leben mit dem Auge eines Sonntagskindes, das tiefer als andere blickt, belauschte Bänninger die heitere Seite der Kinderseele mit dem feinfühligen Herzen eines liebevollen Vaters, so flüstern und kosen, lachen und weinen die Kinderlieder Rüeggs mit der Jugend in den unmittelbaren Tönen des Volksliedes und lassen fast vergessen, daß ein einzelner Dichter, nicht die Volksseele selbst, diese Lieder geschaffen hat.

Könnte z. B. das Gedicht: „Wenn i es Rößli hett" nicht, wenige Ausdrücke abgerechnet, ein altes Volkslied sein:

„Wenn i es Rößli hett,
Wett i brav rite,
Wenn i uf Basel wett,
Gieng i bi Zite.
Mitte dur Majestrüß,
Zmitzet im Laub
Riten ich wie en Prüß —
Lueg au dä Staub!

Chumm i an Haueſtei,
Chan i druf ufe;
'S Rößli und ich ällei
Tüend is verschnufe;
Lueged en Augeblick
Aben i's Tal:
D'Berg, die sind ebig dich,
D'Slüß, die sind schmal.

*) Quellen: Schweizerische Lehrerzeitung 1872. Festbüchlein für Kinder 1860—72.

Digitized by Google

'S dunklet, i glaube faſt,
'S rägnet ſcho Byſe.
Rößli, jetz lauf, was d'chaſt,
Lauf wie de Byſe.
D' Yſebahn wien en Pfyl
Flügt is vorus;
Z'Baſel im Chopf derwyl
Südet's im Brus.

Glitzred nüd Chilletürm
Det dur de Saſel?
Lueg au das Gläuf und Gſtürm,
Heſt, das iſt Baſel!
Gaſſe, faſt ewig lang,
Hus über Hus;
Muſik und ſchöne Gſang
Tönt dezue us.

D'Rhybrugg, potz tuſig ja,
Wämm mer go gſchaue,
Wo mer ſpaziere cha,
Manne und Fraue.
Alles im Herreſtand,
Lueg au die Lüt;
Alles im Sunntiggwand,
Schöner nützt nüt.

Rößli, da ſimm mer jetz,
Wo mer händ welle.
Aber da abe zieht's —
Soll der brav bſtelle?
Allwäg na ſo me Ritt
Gitt me der, lueg!
Waſſer, ſo vil daß d' witt,
Haber bis gnueg.

und wie treu iſt Rüegg dem Kindergeiſt, wie naiv in ſeinem „Badenerchra“:

„Mis Müetterli chunnt vo Bade
Und bringt mer öppis hei.
De Chorb iſt purzet blade,
Was ächt drinn inne ſei?
Hä, Weggli hät 's und Pfändli
Und Gſchirr und Allerlei,
Juhe es Gaugelmänndli,
I gſehn em ſcho es Bei.

Er hät vill z' dünni Wade,
Doch luſtig iſt er glych,
Me zieht en amme Sade,
Denn tuet er grad wie'n ich.“

So hat Rüegg in allen ſeinen Kinderliedern die ächten, reinen Laute der Kinderſeele, oft voll fröhlichen Humors wie im „Suppenſchüch“, oft auch nur mit einem ſchalkhaften Lächeln getroffen.

Der Duft, die Weichheit und Kräftigkeit zugleich, die in dieſen Liedern weben und ſchweben, ſie walten auch über Heinrich Rüegg's Dichterleben.

Digitized by Google

Er wurde am 1. Februar 1825 zu Wyla im Tößtal geboren, hatte aber wie Staub das Unglück, seinen Vater früh zu verlieren, doch glücklicher als dieser stand er von seiner Kindheit bis ins Mannesalter in der Hut treuer Mutter- und Schwesterliebe, ja die letztere hat über ihm gewacht bis in seinen Tod. Durch diese von weiblicher Sorge allein geleitete Erziehung kam, unterstützt von seiner eigenen körperlichen Zartheit, selbst ein weiblicher, weicher Zug in das Wesen des hochbegabten Knaben, der schon in der Sekundarschule zu Neumünster ein lebhaftes poetisches Fühlen und einen angebornen Formensinn für die Sprache verriet. Doch neben seinem weichen Naturell wurde in ihm auch ein seltener Wahrheitsmut groß, und wie jene Weichheit diesem Mut jeden Stachel gegen andre nahm, schützte dieser seinen poetisch-idealen Sinn vor jeder Schwäche, so daß sich in dem Charakter Heinrich Rüegg's Kraft und Liebenswürdigkeit in seltener Harmonie vermischten.

Nachdem er in den ersten Vierzigerjahren das Seminar besucht, Lehrer und Sekundarlehrer geworden war, wirkte er eine kurze Zeit an der Sechsklassenschule zu Wytikon und wurde dann Elementarlehrer zu Enge bei Zürich, wo er über zwanzig Jahre in treuer Arbeit an starkbevölkerter Klasse wirkte und den Ruf eines vorzüglichen Methodikers gewann.

Seit dem Tod seiner Mutter lebte Rüegg in einer Dachwohnung des Schulhauses zu Enge das Leben eines Einsiedlers; doch hat er sich nie in jene scheue Weltabgewandtheit verloren, welche den Einsamen noch einsamer werden läßt, sondern bewährte für die süßen Freuden des Naturgenusses, für die Regungen der Freundschaft stets ein offenes Herz, und auch die staatlichen Fragen seiner Heimat gingen ihm immer nahe.

Aus seinem bienenfleißigen Sammelleben für die Schule hat er dieser in drei praktisch pädagogischen Schriften ein

Digitized by Google

Vermächtnis gestiftet, das noch künftige Generationen als ein wertvolles Erbe in Ehren halten werden, nämlich seine „Saatkörner", eine Anthologie mustergültiger Erzählungsstücke für die sittlich-religiöse Jugendbildung, die durchweht von dem religiösen, idealen Gemüt ihres Verfassers, die Wahrheit belegt, daß die Kinderreligion in der Kinderpoesie ihre stärksten Wurzeln hat. Auch die erst nach seinem Tode erschienenen „Bilder aus der Schweizergeschichte" sind in Gehalt und Form ein vorzügliches Buch und geeignet, die Bande zwischen Jugend und Vaterland eng zu knüpfen, und in seinen „Bildern aus der Naturkunde" lebt die Gabe treuer Beobachtung und eine bemerkenswerte Schönheit der Sprache, obwohl der Tod dem brustwunden Schriftsteller die Feile entwand, die ihnen die letzte Rundung hätte geben sollen. Heinrich Rüegg starb am 21. März 1872 an einem Lungenübel, und mit Recht durfte man bei seinem Tode seine Gedichtstrophe auf ihn selbst beziehen:

„— — Des Dorfes Jugend kniet
Und weint an deinem Grab;
Ein weißer Rosenflor umzieht
Des Kreuzes schwarzen Stab."

Ein anderes fleißiges Mitglied jenes Vereins zürcherischer Lehrer, welcher auf dem Altar der Jugend die Flamme mundartlicher Poesie genährt, war Hans Jakob Boßhardt,*) im Dezember 1823 zu Irgenhausen bei Pfäffikon geboren. Erst war er Lehrer in Hermatsweil, dann von 1845 bis 1861 an der Primarschule Wiesendangen, wo ihn die Gemeinde mit der Schenkung des Bürgerrechts ehrte, von 1861 bis zu seinem Tod am 20. Juli 1885 an den Stadtschulen in Zürich. Durch die Herausgabe einer methodisch

*) Quellen: „Limmat" 1885; Festbüchlein 1860—1885.

Digitized by Google

ausgezeichneten „Anleitung für Denk- und Sprechübungen", hat er sich ein Verdienst um die zürcherische Volksschule erworben, das seinen Tod überdauert.

Wenn seine poetische Ader weder so stark noch so originell wie diejenige Staub's, Bänninger's oder Rüegg's geschlagen, und er sich in seinen Kinderliedern, deren beste nach seinem Tod Herr Sekundarlehrer Egli in Hottingen unter dem Titel: „Was brave Kinder gerne haben", gesammelt hat, mit Vorliebe der Schriftsprache bediente, so zeichnete er doch in manchen seiner mundartlichen Kindergedichte und namentlich da, wo sein tiefes, warmes Gemüt den lehrhaften Zug seines Wesens in den Hintergrund drängte, das Leben des kleinen Völkleins in anmutigen Bildern, so in den Liedern: „Uf de Berge", „Der Hirtenknabe", „Die Leckersbuebe" ꝛc., auch in dem folgenden: „Die kleine Lismerin":

„Ineſtechen-umeſchlah, uſeziehn und abelah,
Gſehſt, wie gſchwind, was häſt, was giſt,
Jetzt es Mäſchli worden iſt.
Süllt me deweg d'Nadlen us,
Git's denn z'letzt es Strümpfli drus.

Ineſteche, umeſchlah, uſeziehn und abelah,
Ei wie git mis Chindli Acht,
Wie me ſonnes Mäſchli macht.
's hät's ernickt, 's gaht ſcho e chli,
's Chindli git e Lismeri."

Auch Rudolf Kilchſperger von Zürich, geb 1826, gestorben 1873 als Lehrer seiner Vaterstadt, hat zu den „Festbüchlein", welche so recht zu einem Schatzbüchlein unserer Kinderliteratur geworden sind, einige hübsche Mundartstücke beigetragen, obwohl den meisten seiner Gedichte der süße Duft eigentlicher Kinderpoesie mangelt und er auch seinen drei Bändchen: „Verſuche im Reimſchmieden",

Digitized by Google

welche meistens mundartliche Gelegenheitsgedichte und Sechseläutenpoesie enthalten, keine höhere dichterische Weihe geben konnte.

Eines seiner ansprechendsten Kindergedichte außer dem „Richterspruch", der die alte Wahrheit: Wenn zweie zanken, freut sich der Dritte, an dem Streit zweier Katzen belegt, ist „De Hansli Gernegroß":

„I kenne-n-es Buebli, gar winzig chli
Und hät doch scho welle-n-en Große si,
Da nimmts e Mal 's Vaters Stecke und Huet
Und meint: „Ei, wie staht mir das Ding so guet."

Doch d'Lüt händ g'lachet: „Du arme Tropf,
Din Huet ist ja größer als de Chopf!"
Wo wott echt de Huet mit dem Büebli hi?
Das soll mer e lustigs Marschiere si!

Min Hansli hätt das i d'Nase g'stoche,
Er ist verschämt in en Winkel kroche
Und denkt: „Nu en chline Stock und Huet
Paßt für es Bürschli, wie-n-ich bin, guet!"

Staub, Bänninger, Rüegg, Boßhard, Kilchsperger sind tot; die Kinderbücher und die mundartliche Kinderpoesie aber leben und üben ihren Zauber nach wie vor.

Schon in den Siebziger Jahren war in den „Festbüchlein" ein junger Dichter volkssprachlicher Kinderlieder heimisch geworden, der, bald anklingend an die Saiten Staub's, Bänninger's und Rüegg's, bald ein durchaus originelles Feld bestellend, schon mit den ersten seiner Hervorbringungen die herzliche Sympathie des kleinen Volkes gewann und seit dem Tode Bänningers Redaktor der „Festbüchlein" geworden ist, — Eduard Schönenberger.

Der fruchtbare Grund seiner Poesie ist eine eigene, überaus glückliche Jugend auf dem Lande. In Wetzweil, einem zu Herrliberg gehörenden Bauerndörfchen auf der Höhe

Digitized

der Zürichbergkette, wo der Zürichsee, dazu ein weites, grünes Gefilde bis unter die Felsschroffen des Hochgebirgs dem Bewohner an jedem schönen Tag vor Augen stehen, wurde Eduard Schönenberger als das älteste von den neun Kindern eines aus Fischenthal stammenden Landmanns geboren. Im innigen Zusammenleben mit der Natur, Stein und Blume, Busch und Quelle zu Spielgefährten, wuchs er auf dem großen väterlichen Bauernhofe empor und ein trauter Familienkreis, dem ein humorvoller Vater, eine zärtliche Mutter vorstand, hatte so enge Bande um das Herz des Knaben gezogen, daß es diesen nie auch nur zwei Tage vom Elternhause fern litt und er noch als Seminarzögling vor Heimweh fast zerfloß.

Unter seinem Onkel, einem patriarchalischen Vorscherrianer, trat Eduard Schönenberger schon mit fünf Jahren in die Volksschule seines Dörfchens ein, besuchte dann mit elf Jahren, lange als einziger Schüler des Bergörtchens auf stundenlangem Weg über Wiesen und Sümpfe, durch Wälder und Reben, auf dem seine Phantasie viele Anregung fand, die Sekundarschule Meilen.

Nachdem er dann während eines Jahres bei der Schriftstellerin Frau Eliza Wille in Mariafeld-Meilen die Stelle eines Sekretärs versehen, erkämpfte er sich unter Tränen den Sieg der Pädagogik über die Theologie, zu welcher ihn seine Lehrer hinführen wollten.

Nach seinen Seminarstudien 1858—1861, während welcher er, von Prof. Otto Sutermeister angeregt, eine innige Liebe zur Muttersprache faßte und mit den besten Köpfen seiner regsamen Klasse lebenslange Freundschaft schloß, kam er im Herbst 1861 als Lehrer nach Horgen, wo er in Bänninger und andern treue Collegen fand. Trotzdem ihn im Jahr 1869 einige Hundert Bürger von Horgen durch eine Sympathieadresse zum Bleiben einluden, nahm Schönenberger

Digitized by Google

eine Berufung nach Unterstraß an und lebt seither als Lehrer daselbst in glücklicher Harmonie mit Eltern und Kindern.

Neben seiner emsigen Tätigkeit in der Schulstube wirkte Schönenberger als Redaktor des „Pädagogischen Beobachter", den er von 1875—1882 gemeinsam mit Schneebeli und Utzinger herausgab, als Vorstandsmitglied verschiedener Schulbehörden und zuletzt auch als Präsident der zürcherischen Schulsynode in hervorragender Weise für das von ihm als Lebensberuf auserwählte Feld der Erziehung und der Schule, für welch letztere er gemeinsam mit B. Fritschi ein „Lehr- und Lesebuch für die deutsche Sprache" herausgegeben hat, das 1888 in vierter Auflage erschien.

In einem reichen Sänger- und Dichterleben hat Schönenberger den Jungbrunnen des Gemüts gefunden, die schönsten seiner Lieder aber hat er der Jugend, der Kinderwelt geweiht.

Manche kleinere Gedichte Schönenbergers, die im Sinn und Geist eines Staub's, Bänninger's, Rüegg's gehalten sind, mögen ihren Stoff aus dem lebendigen Umgang des Verfassers mit dem kleinen Volk, das er so fröhlich schildert, gezogen haben, in den meisten aber, und besonders in denjenigen, welche die dichterische Eigenart Schönenbergers kennzeichnen, klingen und tönen die Widerhalllaute seiner eigenen glücklichen Knabenzeit. Weil er als innig frommer Knabe in der alten, aus dem neunten Jahrhundert stammenden Kapelle zu Wetzweil, seine Kindergebete vor sich her sprechend, die Stränge der Glöcklein viele hundert Mal gezogen, weiß er uns so trefflich zu deuten, „Was die Glocken sagen".

— — — — — — — — — — — — — —

„Am früehne Tag, i stiller Dämmerstund
E reini Silberstimm vom Türmli chund,
Und was sie seit, du chunnst scho selber druf,
Es ist en churze Ruef: „Stand uf, stand uf!"

Digitized by Google

Am Elfi z'Imbig und zur Vesperzit
E tüferi Glogg en artigs Grüeßli büt,
De fließige Lüte gilt's i Schür und Hus —
Es tuet sie mahnen All: „Rueb us, rueb us!"

Und sinkt de Tag, sind au mi Chinde müed,
Ertönt vom Turm e liebli's Abiglied.
's ist liecht z'verstah, was das eus säge soll,
Und gar e schöni Wis: „Schlaf wohl, schlaf wohl!"
— — — — — — — — — — — — — —

So ziehen die Jugenderinnerungen Schönenbergers mit klingendem Spiel durch seine Gedichte; das Leben des großen Bauernhauses und des kleinen Dorfes zu seiner Knabenzeit ist die Rüstkammer, woraus er seine dankbaren Stoffe holt. Wie ihn selbst im elterlichen Hause einst der „Samichlaus" mit einem Stechpalmbaum voll Früchte und Backwerk beglückte, wie er selbst als froher Knabe durch die lichterfüllte, lärmende „Chrungelinacht" mitgezogen, wie im elterlichen Familienkreis die „Metzgete" Anfangs Winter ein von allen Hausgenossen fröhlich begrüßtes Festmal war, wie er Vater und Mutter bei der „Neujahrbachete" belauschte und ihnen mithalf, wie seine Mutter ihm selbst heimlich die „Ostereier" mit Zwiebelhäuten und dem ersten Grün gefärbt, so schildert er es treu und doch mit der verklärenden Sprache des Poeten. Darin, daß Schönenberger den Anteil der Jugend an unsern Volksbräuchen dichterisch darstellt, die Genrebildchen eines Staubs, Bänningers, Rüeggs, welche sich meist mit der Zeichnung eines einzelnen Zuges aus dem Kinderleben begnügten, zu Idyllen ausweitet, in deren Hintergrund das Volksleben steht, und daß er dies Alles tun kann, ohne über den Rahmen des kindlichen Fassungsvermögens selbst hinauszuschreiten, liegt die Stärke und Eigenart seiner Poesie. Manche dieser Gedichte sind fein ausgeführte Culturbilder aus einer zwar noch nicht gar weit zu-

Digitized by Google

rückliegenden, auch unſern Kindern noch leicht verſtändlichen Zeit, wo das Volksleben noch einen poetiſchen Gehalt beſaß, der jetzt in einzelnen Gegenden ganz erloſchen, in andern wenigſtens im Erlöſchen begriffen iſt.

Leider verbieten Rückſichten auf den Raum dieſes Eſſays die Aufnahme eines dieſer größern kulturhiſtoriſchen Gedichte Schönenbergers oder ſeiner hiſtoriſchen Bilder: „'s Isfeld 1880" und „D' Landesusſtellig 1883", in denen er in ſeiner gemütlichen Art die Erinnerung an zwei Ereigniſſe feſtgehalten hat, welche die Phantaſie der Jugend mächtig erregten. Hingegen ſei hier noch als eine Probe ſeiner kleinern Gedichte das köſtlich naive Geſpräch: „De Herr Dokter" aufgenommen:

Herr Dokter: Gott grüezi, Frau, i möcht nu gſchwind
Cho luege, wie's ſtönd um eufers Chind.

Frau Grite: Ach min Gott! 'S iſt e großi Straf,
Es findt halt eiſter na kei Schlaf,
Und lueged nu, wie 's wieder ſchwitzt!
Das Bulver häd ken Chabis gnützt.

Herr Dokter: Frau Grite, tüend doch nüd verzage,
'S chann gwüß nüd guete-n-i zwe Tage.
Se Chindli gib mer da der Arm.
(greift den Puls)
Herr Jeger, wie iſt de ſo warm!
Es ſind na ziemli Sieber da —
Me därf 's nid lenger ſo la gah.
Wie ſtaht 's au mit dem Appitit?

Frau Grite: Mit ſebem iſches nanig wit.
Sie möcht kei Suppe, möcht kei Gmües,
Kei Öpfeli, weder ſur na ſüeß.
Es Spaniſchbrötli allipot
Iſt 's einzig, was ſi eſſe wott.

Herr Dokter: Jä, Spaniſchbrot. — Exgüſi da!
Das chönnt em Chindli gſchade ha.

Digitized by

(Er beißt ein Törtchen an).
I han I doch scho mängsmal gsait,
Daß das sin Mage nid vertrait,
Wil's gar viel süeße-n-Anke heig
Da inne-n-im Pasteteteig.
Ja, ja, i glaub es wol, potz Hund!
Da wird min Patient nüd gsund.
(Er ißt munter fort).

Frau Grite: Herr Dokter mit em große Huet
Mir schint's, die Chröli feigid guet,
Jez händ er scho zwei Stuck probiert,
— Mich wundret's, daß 's Eu nüd schiniert.

Herr Dokter: En Dokter mues au g'gesse ha.
Jez aber will i wieder gah.
Ihr fahred furt mit dere Kur:
Da ist em Chindli si Mixtur.
'S brucht alli Stund en Löffel voll —
Adie, Frau Grite, lebed wol.

Mit Freuden würde es die zürcherische Jugend begrüßen, wenn sich der Dichter entschließen könnte, ihr, ähnlich wie Staub und Bänninger, seine, in einem Dutzend von Jahrgängen der Festheftchen zerstreuten, Gedichte in einem Bändchen gesammelt darzubieten.

Während sich alle vorgenannten mundartlichen Dichter der Jugendliteratur, mit Ausnahme Staubs, um ein und dasselbe Unternehmen, um die Festheftchen, sammelten, welche jährlich in drei, nach den Altersstufen inhaltlich verschiedenen Nummern erscheinen, schlugen andere zum Teil mit gutem Erfolge eigene Wege ein.

So Hs. Kaspar Kreis, geboren 1821 zu Altikon bei Winterthur, noch gegenwärtig als rüstiger Scherrianer zu Oberstraß als Lehrer wirkend, das ihn 1844 an die dortige Schule berief, ein von Haus aus mit lebhaftem Gemüt und poetischer Natur begabter Mann.

Digitized by Google

Von ihm erschienen in den Sechziger Jahren fünf Heftchen „Bild und Wort, Schul- und Familienbüchlein für die Stufe des Anschauungsunterrichts", welche rasch die dritte Auflage erlebten, und 1881 „Kindergrüße, illustrirtes Lehr-, Lern- und Unterhaltungsbüchlein, enthaltend Heimatbildchen, Geschichtchen und Reime". In jenen erstern ist die gemütvolle mundartlich-poetische Erzählung: „'s Mareieli us em Isethal", in den letztern eine größere Auswahl anmutiger Kinderlieder voll fröhlichen Kindersinnes enthalten. Eines der lieblichsten dieser Gedichte, von denen manche sich dem ächten, mütterlichen Koselied nähern, manche auch in einem frischen, keineswegs aufdringlichen Ton die vielfachen Beziehungen zwischen dem Kind und der Schule behandeln, ist „Guguus":

„Das Chindli ist im Bett erwacht,
Het gschlafe drin di ganz heel Nacht;
Es streckt sis Chöpfli oben us
Und rüeft der Muetter zue: Guguus!

Die Muetter g'hört's natürli g'schwind
Und lauft zu ihrem Gugusschind;
Sie druckt em denn zum Morgegrueß
Uf's Bäggli rot en warme Chuß.

Das Chindli mag no nüd ufstah,
's fangt lieber namal Guguus a.
Das Müetti lat si mit em i,
Wott au e mal de Guguus si.

Si deckt si zue mit sebem Tuech
Und rüeft: Guguus, Guguus, chum suech!
Das Chindli chrücht zum Guguus hi
Und rüeft: Guguus, da han i di!

Es hät em Guguus Aehli geh,
Sie hät's natürli gern la g'scheh.
Und so händ Chli- und Großguguus
Viel Guguus g'macht Jahr i und us.

Digitized by Google

Wie glückli iſt au jedes Chind,
Wo ſo es Guguusmüetti findt,
Und mänge Große denkt derbi:
O chönnti wieder Guguus ſi!

„Es Bluemeſtrüßli für di ſchwizerdütſch Juged" wand Rudolf Kunz, geboren 9. Januar 1849 zu Regensberg, gegenwärtig Pfarrer in Ottenbach, der 1882 als Frucht eines achtjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten auch ein hübſch geſchriebenes Buch: „Bilder aus Amerika" herausgegeben hat. Das Dutzend Kinderlieder, welche zu dem genannten Sträußchen zuſammengebunden ſind, atmen eine kindliche Friſche und warmes Empfinden, das nur hin und wieder durch einen etwas lehrhaften Ton gedämpft wird. Beſonders anſprechend iſt das Gedicht: „Mis Müetterli", von dem folgende Strophen hier aufgenommen ſein mögen:

Im große ſchöne Wörterchranz,
Wo d' Menſcheſprach drin liit,
Da ſteckt es Blüemli, deſſe Glanz
S' Herz freut, wo 's Menſche git,
Das Blüemli „Müetterli".

Die lieb Seel hät mi mängi Stund
Uf ihre Hände träit
Und 's Schönſt und 's Beſcht us ihrem Mund
Mir tüüf is Herz ie gläid.
Das cha nu 's Müetterli.

Wenn's Chindli's Aug in Thräne ſtahd
Und d' Muetter lueget dri,
So iſt 's, wie wenn dur d' Wulche gahd
Vom Himmel Sunneſchi.
O Blick, vom Müetterli.

O, freu di Chind, ſo lang du na
Di Muetter um di heſcht;

Digitized by Google

De magscht, so wit na chunnst, higah,
So ischt und bliibt halt s' Bescht
Dis guet, lieb Müetterli.

Auch Konrad Gachnang, der, geboren 1843 zu Zürich, seit 1877 Lehrer daselbst, die von Orell Füßli & Cie. herausgegebene Sammlung: „Freundliche Stimmen an Kinderherzen" bis in die Gegenwart hinein redigirte und dafür viele treffliche schriftdeutsche Lieder dichtete, hat den Jubelton des mundartlichen Kinderliedes zuweilen prächtig angeschlagen, und die Naturklänge seines „Frühlingsgrußes" gehören zu den schönsten, welche die mundartliche Dichtung gefunden hat.

„Juhe, de Srüehlig chunnd jetz bald,
De Winter mueß si striche,
D' Schneeglöggli blüehnd esang im Wald,
Denn chömmed i de Wiese
Vihöndli und Vergißmeinnicht
Und Händscheli und Glöggli.
D' Sunn schint ene so warm is Gsicht
Und lustig tanzed d' Müggli.
Zwar git 's wol hi und da na Schnee
Doch blibt de Srüehlig Meister.
Es gfallt em Winter nümme meh;
Juhe, juhe, jetzt reist er."

So treibt und blüht die mundartliche Dichtung fort und fort und spricht mit der süßen Sprache und dem Geist der Heimat zur Seele des Kindes und streut hundert gute Samen in denselben ein.

Ihre Dichter erzählen zwar keine phantastischen Indianergeschichten, wo scalpirte Bleichgesichter schmerzverzerrt im Mondschein der Prairie liegen; sie führen die Jugend nicht hinauf zu Königsschlössern und Wunderprinzessinnen, um ihr dort zu zeigen, daß blaues Blut ein noch viel besonderer Stoff als rotes sei; sie lassen das Kind nicht durch ein frommes

Digitized

Teleskop in einen Weihrauchnebel ſchauen, wo die Engel poſaunen und überirdiſche Geſtalten traumhaft wandeln, daß es ſeinen Jugendfrohmut an eine krankhafte Sehnſucht nach dem Jenſeits hingibt; aber ſie weiſen das Auge und das Herz unſerer Knaben- und Mädchen auf das Vaterhaus und das Vaterland, auf das Treuherzige, Rechtſchaffene und Vorbildliche im Leben ihrer Geſpielen, ihrer Eltern und Volksgenoſſen, ſie führen ſie hin zu den unverſchütteten Quellen der Ehrbarkeit und Tüchtigkeit im alemanniſchen Volksleben, hin zu Bach und Berg, daß ihnen der Boden teuer wird, auf dem ſie emporwachſen, und wecken die Keime jener Religioſität, welche ſich in der Liebe zu den Mitmenſchen und in der Barmherzigkeit für die Tierwelt offenbart.

Ueberkluge Leute, welche vergeſſen haben, wie ſie ſelbſt als Kinder fühlten und wo ihre beſte Weisheit wurzelt, haben ſchon gefordert, daß man die mundartliche Kinderliteratur zu Gunſten der ſchriftſprachlichen unterdrücke, ja ſie würden am liebſten die Mundart ſelbſt auf die Ausſterbeliſte ſetzen.

Gewiß iſt die Schriftſprache ein längerer Spieß im Kampf ums Daſein, als die an ihre enge Heimat gebundene Mundart, und die Schule muß und ſoll ſich in den Dienſt der bildſamen, allgemein deutſchen Sprache ſtellen, damit unſere Jugend ausgerüſtet werde mit dieſem vornehmſten aller Verkehrsmittel, in dem ſo viele erleuchtete Geiſter zur Menſchheit geſprochen haben und das Weistum eines ſechzig Millionen Seelen zählenden Menſchenſtammes aufgeſpeichert liegt.

Allein wie die Schriftſprache das Bindemittel iſt, das uns mit der deutſchen Welt in Nord und Oſt zuſammenhält, ſo iſt unſere Schweizermundart ein Schirm und Hort unſerer nationalen und culturellen Eigenart, den wir nicht ablegen können, ohne uns des Starken und Markigen, der bodenwüchſigen Lebensfülle und des originellen Zuſchnitts unſeres Volkscharakters zu entwöhnen.

Digitized by Google

Freuen wir uns Schweizer also, daß wir zwar eine reiche, herrliche Schriftsprache mit einer vornehmen Literatur gemeinsam mit den andern deutschen Stämmen besitzen, aber in der Mundart auch ein Eigengewächs, das wie eine Hecke wilder Rosen unser Volkstum schützend umrankt.

Wer in seinen Jugendtagen diese Sprache spricht, der nimmt unwillkürlich den Hauch der schweizerischen Volksseele in sich auf, und sein Tun und Handeln bleibt lebenslang durchwirkt mit Schweizersinn, welcher der Sinn der Freiheit ist.

Nie wird die Mundart, in welcher der erste Volksstaat der Welt gegründet worden ist, eine andere als eine republikanische Sprache sein können und um dieser nationalen Bedeutung unserer Schweizerdialekte willen, lassen wir unsere Jugend und unser Volk trinken am Born unserer schweizerisch mundartlichen Literatur. „Der Dialekt", sagt Göthe schön und wahr, „ist das Element, in dem die Seele ihren Atem schöpft."

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Mundart und Poesie	1
Martin Usteri	13
Jakob Stutz	32
August Corrodi	51
Die dichtenden Zeitgenossen von Stutz, Corrodi und die neuere mundartliche Dichtung	72
Die mundartliche Kinderliteratur	98

Von J. C. Heer sind ferner erschienen:

Im Verlag von Schröter & Meyer:

Der Bachtel.

Ein Wanderziel und Aussichtspunkt.

Zweite Auflage.

1886.

Inhalt: Gedicht. Der Bachtel. Zufahrtslinien. Aufstiege. Das Vorland und seine Rahmen. Der Alpenkranz. Das Fremdenbuch. Ein Pfingstmontag auf dem Bachtel.

70 Seiten 8°. 80 Cts.

Im Verlag von Jb. Huber, Frauenfeld:

Ferien an der Adria.

Bilder aus Süd-Oesterreich.

1888.

Inhalt: Im Friaul. Oesterreichisch Nizza. Aquileja. Die Lagunen von Grado. Im Frühling von Miramare. In Triest. Die Küste von Istrien. Im Kriegshafen von Oesterreich-Ungarn. Die Grotte von Adelsberg.

10 Bogen. Brochirt Fr. 3, gebunden Fr. 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google